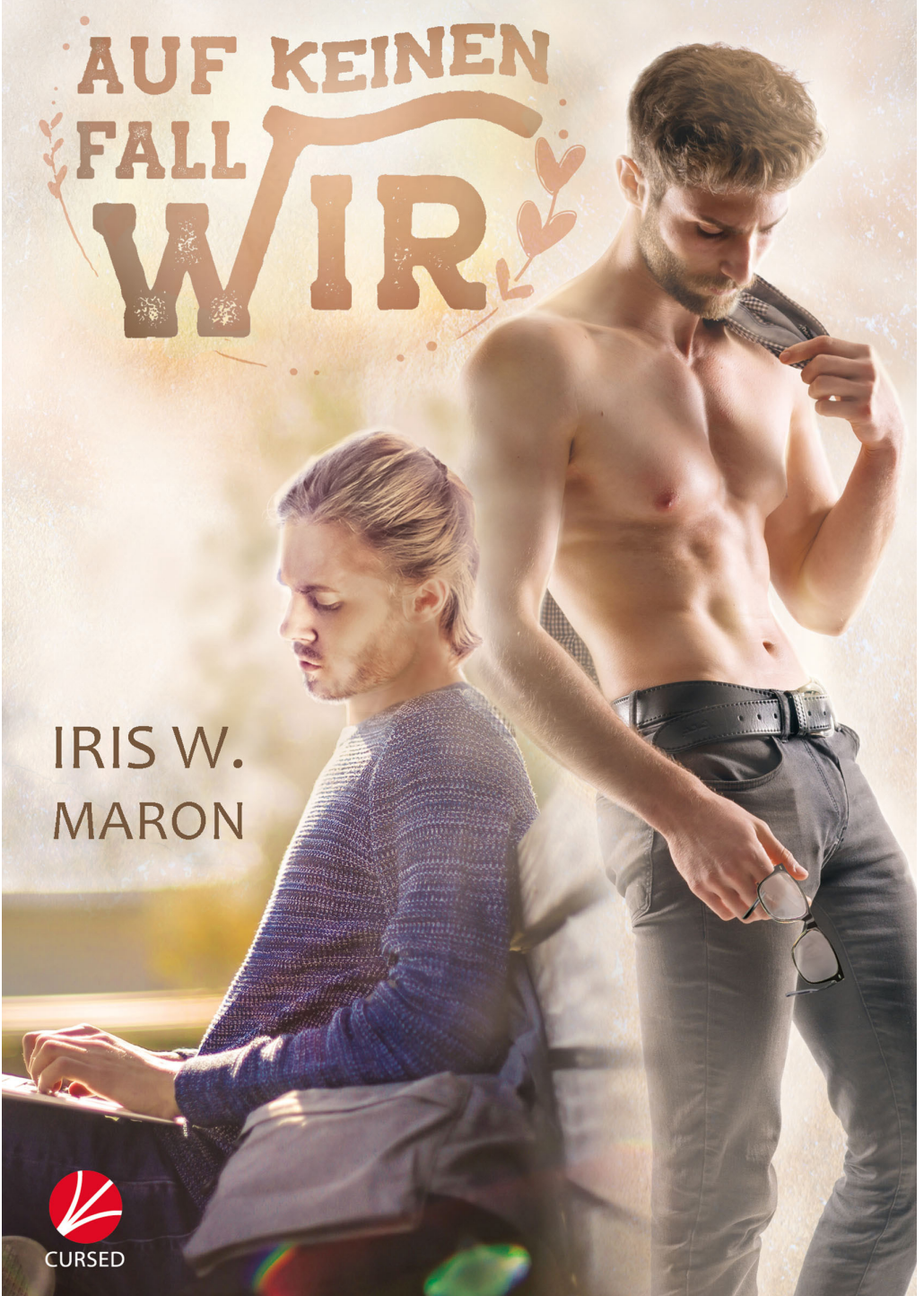
AUF KEINEN FALL WIR

IRIS W. MARON



CURSED

CURSED

Deutsche Erstausgabe (PDF) September 2020

© 2020 by Iris W. Maron

Verlagsrechte © 2020 by Cursed Verlag
Inh. Julia Schwenk, Taufkirchen

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags, sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile,
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit
Genehmigung des Verlages.

Bildrechte Umschlagillustration
vermittelt durch Shutterstock LLC; iStock
Satz & Layout: Cursed Verlag
Covergestaltung: Hannelore Nistor
Druckerei: CPI Deutschland
Lektorat: Jannika Waitl

ISBN-13 (Print): 978-3-95823-278-5

Besuchen Sie uns im Internet:
www.cursed-verlag.de

IRIS W. MARON

Kapitel 1

»Wer willst du heute sein?«

Fragend sieht Thomas mich an. Er ist mein ältester und engster Freund. Manchmal schlafen wir miteinander. Meistens aber jagen wir gemeinsam. So auch heute.

»Wer willst *du* denn heute sein?«, gebe ich die Frage zurück.

»Ich hätte Lust auf Flugbegleiter.«

Irritiert ziehe ich eine Augenbraue hoch. »Wenn du die Wahl hast, willst du Stewardess sein?!«

Thomas grinst süffisant. »In dem Flieger, mit dem ich letztens geflogen bin, war ein echt süßer Flugbegleiter. Wir hatten viel Spaß miteinander.«

»Na, meinetwegen. Dann bin ich dein Pilot.«

»Typisch«, befindet Thomas und verdreht die Augen. »Immer eins draufsetzen.«

Ich zucke nur mit den Schultern. »Eben. Ich bin echt nicht der Typ für Bodenpersonal und schon gar nicht der für irgendwelchen Service. Also bin ich heute Pilot und heiße Stefan.«

»Wenn es sein muss. Ich bin heute Raoul.«

Wir machen das nicht immer, aber immer wieder: Wenn wir ausgehen, überlegen wir uns manchmal alternative Identitäten. Das macht es einfacher, die Typen, die wir aufreißen, wieder loszuwerden. Und es macht ganz einfach Spaß, für einen Abend in eine andere Rolle zu schlüpfen.

»Alles klar«, sage ich also und wühle weiter in meiner Reisetasche nach dem passenden Shirt. Als ich es gefunden habe, gehe ich noch mal ins Badezimmer. Meine Frisur muss noch optimiert werden. Ich bin da etwas pingelig. Und die Kontaktlinsen muss ich auch noch einsetzen. Für die Arbeit ist meine hippe Nerd-Brille ja perfekt, aber nicht, wenn mir nach Party ist. Heute ist mir definitiv nach Party.

Es dauert eine Weile, bis ich wieder aus dem Badezimmer komme. Trotzdem kann ich mir nicht verkneifen, Thomas zu erklären, dass er sich beeilen soll mit dem Aufhübschen, weil ich endlich losgehen will. Als Reaktion verdreht er schon wieder die Augen und zeigt mir den Mittelfinger.

Die Zeit, die er noch benötigt, nutze ich dafür, meinen Gin Tonic auszutrinken und mich anschließend im Ganzkörperspiegel im Vorzimmer zu betrachten. Ich muss sagen, ich bin zufrieden. Die Frisur sitzt perfekt, Hose und Shirt sowieso. Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass Thomas im Badezimmer fertig ist. Er hat sich gegen den Türstock gelehnt und betrachtet mich genüsslich.

»Scheiße, David, du siehst mal wieder echt scharf aus.«

Wo er recht hat, hat er recht. Ich grinse mein Spiegelbild ein letztes Mal zufrieden an, dann wende ich mich Thomas zu.

»Du siehst natürlich auch nicht schlecht aus«, befinde ich. Eine gewaltige Untertreibung. Aber das weiß Thomas. Sein Ego kommt fast an meines ran. »Können wir endlich los?«

»Ich warte nur darauf, dass du dich von deinem Spiegelbild löst.«

Lachend packe ich meine Jacke und verlasse mit Thomas dessen Wohnung.

»Du wirst heute übrigens auswärts pennen müssen, mein Schatz. Ich habe null Bock, in der Nacht quer durch die Stadt zu marschieren, um mein Gepäck zu holen. Mein Zug geht morgen beschissen früh«, erkläre ich ihm.

Thomas grinst nur und salutiert. »War ja klar. Dann wirf mir deinen Schlüssel morgen, wenn du gehst, einfach in den Briefkasten.«

Vermutlich hat er echt nichts anderes erwartet, als dass ich heute seine Wohnung – und vor allem sein Schlafzimmer – für mich beanspruche. Er kennt mich eben.

Wenig später erreichen wir das *Szenario*, den Club, den wir für heute ausgesucht haben. Das Nachtleben in Köln ist echt was anderes als das in dem Provinznest, wo ich seit zwei Jahren lebe.

Dort gibt es keinen einzigen Schwulenklub, nur ab und an mal entsprechende Partys in einer der lokalen Discos. Hier in Köln hingegen hat man die freie Auswahl.

Das *Szenario* ist ein großer und sehr beliebter Club. Wir müssen dementsprechend lange Schlange stehen, bevor wir hineinkönnen. Schlange stehen bedeutet auch: sehen und gesehen werden – und hier gibt es immer etwas zu sehen. Wir schäkern ein wenig mit zwei Twinks, die vor uns anstehen und deren Outfits mich beinahe blenden. Sobald wir die Tür passiert haben, verlieren wir sie aber aus den Augen. Macht nichts, mir ist heute ohnehin nicht nach einem Twink.

Der Club ist schon gut besucht, wie ich feststelle, nachdem wir unsere Jacken an der Garderobe abgegeben haben. Wummernde Bässe begrüßen uns, zusammen mit flirrendem Stroboskoplicht und dem Geruch nach Männern und Schweiß und einer geilen Party. Wie immer fällt mein Blick als Erstes auf die Tanzfläche, wo sich zahlreiche Feierwütige tummeln, einige von ihnen schon in unterschiedlichen Stadien der Beinahe-Nacktheit. Auf den ersten Blick sticht mir aber noch niemand besonders ins Auge. Man muss es ja aber auch nicht übereilen.

Zunächst gehen Thomas und ich zur Bar. Wie überall herrscht auch hier ziemliches Gedränge. Mit einer Mischung aus Ellbogentechnik und strahlendem Lächeln bahne ich mir meinen Weg nach vorne. Die Aufmerksamkeit des Barkeepers habe ich schnell für mich. Ich ordere zwei Bier, die ich gleich darauf in Empfang nehmen kann.

Mit unseren Flaschen in der Hand lehnen Thomas und ich uns dann gegen die Theke und sehen uns ein wenig um.

»Hast du schon wen erspäht?«, fragt Thomas.

»Nein.«

»Der da hinten ist doch süß.«

»Zu fett.«

»Der ist doch nicht fett!«

Ich schnaube statt einer Antwort.

»Oder der da drüben?«, bohrt er weiter.

»Die Frisur geht ja mal gar nicht.«

»Hmm… Und der Blonde, der so abgefahren tanzt?«

»Willst du mich verarschen?«

Thomas gluckst. »Uh, wir sind aber heute wählerisch.«

»Ich bin *immer* wählerisch.«

»Wo du recht hast...«

Ich nehme einen großen Schluck von meinem Bier.

»Los, trink aus, ich will tanzen.«

»Und was der Herr Pilot will, wird getan.«

»So ist es.«

Wir trinken aus, dann schleife ich Thomas auf die Tanzfläche. Er ist nicht der begabteste Tänzer, aber ich will mal nicht so sein. Ich für meinen Teil tanze gerne und auch dementsprechend gut. Dennoch ist es Thomas, der von uns als Erster angetanzt wird. Auf eher plumpe Weise.

Ein Kerl legt von hinten seine Hände auf Thomas' Hüften und schmiegt sich an ihn. Kurz geht Thomas darauf ein, dann sieht er mich fragend an, will wohl wissen, ob der Kerl hinter ihm gut aussieht oder eine Pestbeule auf zwei Beinen ist. Nun, hässlich ist er nicht, aber er ist definitiv nicht mein Fall. Er ist eher der langweilige, gewöhnliche Typ. Mausgraues Haar, fade Klamotten, Sport hat er sicherlich noch nie in seinem Leben gemacht. Einzig seine Augen mit ihrem strahlenden Blau sind wirklich hübsch.

Ich ziehe skeptisch eine Augenbraue hoch, woraufhin Thomas sich zu dem Typen umdreht. Für einen Moment verharrt er, dann wirft er einen leicht panischen Blick über die Schulter zurück zu mir. Ich mache einen Schritt auf die beiden zu. Muss ich da jetzt einschreiten?

Bevor ich mich entscheiden kann, hält Thomas mich mit einer Geste zurück. Seine Lippen formen ein Wort: »Konrad.« Sein Ex. Ach je. Ich sehe ihn fragend an und Thomas zuckt leicht mit den

Schultern, ehe er sich wieder Konrad zuwendet. Die beiden sprechen kurz miteinander, dann wenden sie sich plötzlich ab, verlassen die Tanzfläche und verschwinden in der Menge.

Das kann ja nur schiefgehen. Ich habe Konrad zwar noch nie getroffen, weiß aber aus Thomas' Erzählungen, dass er ein elendiger Spießer ist. Während ihrer Beziehung hat er Thomas fürchterlich eingeengt. Trotzdem hat der ewig gebraucht, um über ihn hinwegzukommen. Jetzt mit ihm zu sprechen, wird diese Wunden nur wieder aufreißen.

Ich tanze allein weiter, überlasse meinen Körper dem Dröhnen des Basses. Ein paar Kerle versuchen mich anzutanzen, aber mich reizt keiner von ihnen. Das mache ich ihnen auch unmissverständlich klar.

Irgendwann bekomme ich Durst und mache mich auf den Weg zurück zur Bar, um mir etwas zu trinken zu holen. Gerade schiebe ich mich an einem unglaublich stinkenden Kerl vorbei, da fällt mein Blick auf einen Typen, der lässig an der Bar lehnt. Er steht mit dem Rücken zu mir, aber was ich sehe, gefällt mir. Blondes Haar, nicht gerade kurz, aber auch nicht zu lang. Wenn ich das von hier richtig ahne, trägt er einen Undercut. Würde ich nie, finde ich an anderen aber sexy – vorausgesetzt, sie haben das passende Gesicht. Er ist in etwa so groß wie ich, hat wunderbar breite Schultern und sein enges Shirt verspricht einen gut gebauten Rücken. Sein Knackarsch ist auch nicht zu verachten.

Neben ihm steht eine junge Frau – eine der wenigen hier. Sie ist ganz hübsch, aber etwas zu aufgedonnert für meinen Geschmack. Wild gestikulierend unterhält sie sich mit dem Typen. Plötzlich scheint sie meinen Blick zu bemerken. Sie verharrt einen Moment, dann grinst sie und weist ihren Freund offensichtlich auf mich hin. Der wendet sich dann auch prompt zu mir um.

Seine Vorderseite kann definitiv mit der Rückseite mithalten. Tatsächlich ist er wirklich attraktiv. Er hat ein scharf geschnittenes, fast symmetrisches Gesicht mit starkem Kiefer und leichtem

Bartschatten. Wenn ich das von hier und bei dem Licht richtig sehe, hat er trotz der blonden Haare dunkle Augen. Er ist ungefähr in meinem Alter, vielleicht ein bisschen jünger.

Den will ich.

Er scheint auch nicht abgeneigt. Jedenfalls taxiert er mich ziemlich gründlich. Auf seinen Lippen zeichnet sich ein schmales Lächeln ab. Ich schenke ihm ebenfalls ein Lächeln und bahne mir einen Weg zu ihm.

»Hallo«, grüße ich, als ich bei ihm angekommen bin.

»Hi«, erwidert er.

Tiefe Stimme. Passt zu seinem maskulinen Äußeren.

»Ich bin Stefan«, brülle ich gegen die laute Musik an.

»Sven.«

»Irina«, stellt sich seine zu stark geschminkte Freundin vor.

Richtig, die war ja auch noch da. Ich schenke ihr mein charmantestes Lächeln. »Darf ich dir deinen Freund kurz entführen?«

»Wenn er von dir entführt werden möchte – tu dir keinen Zwang an.«

»Möchtest du von mir entführt werden?«, frage ich also an Sven gewandt.

Er erwidert mein Lächeln, sagt aber nichts, sondern schenkt mir einen intensiven Blick. Grün, seine Augen sind grün. Dann nickt er leicht und geht los in Richtung Tanzfläche. Anscheinend will er, dass ich ihm folge. Das ist eigentlich nicht mein Stil, aber für diesen Rücken und diesen Arsch mache ich eine Ausnahme.

»Hat mich gefreut«, sage ich noch zu Irina, die mir zum Abschied wortlos winkt und zuzwinkert, dann schaue ich, dass ich Sven einhole.

Auf der Tanzfläche bleibt er stehen und wendet sich mir zu. Noch immer hat er dieses hintergründige Lächeln auf den Lippen. Ich finde ihn wirklich scharf. Als er dann beginnt, sich im Takt der Musik zu bewegen, finde ich ihn sogar noch ein bisschen schärfer, denn Sven kann tatsächlich tanzen. Wir harmonieren erstaunlich

gut miteinander. Sobald wir herausgefunden haben, dass wir beide tanzen können, liefern wir eine ziemliche Show ab. Die Leute um uns herum machen respektvoll Platz und einige beobachten uns angetan.

Gefällt mir.

Mir gefällt ebenfalls, dass Sven bei einem etwas langsameren Lied seine Hände auf meinen Hintern legt und mich enger an sich heranzieht. Ich schlinge meine Arme um seinen Nacken, schiebe ein Bein zwischen seine und reibe mich an ihm. Ich spüre, wie er hart wird. Mir ergeht es nicht anders. Sven zieht mich noch enger an sich, dann überwindet er die letzte Distanz zwischen uns und legt seine Lippen auf meine.

Ich küsse nicht alle One-Night-Stands. Nur die küssenswerten. Sven ist definitiv küssenswert. Und er ist, wie ich gleich darauf feststelle, ein guter Küsser. Forsch zwar, aber er weiß seine Zunge und seine Lippen einzusetzen.

Es wird ein ziemlich langer Kuss, der vorsichtig beginnt, aber rasch an Fahrt aufnimmt und leidenschaftlicher wird. Sven schmeckt vor allem nach Limetten, Zucker und Cachaça, darunter aber liegt eine Note, die seine eigene ist. Die mag ich besonders.

Als wir uns voneinander lösen, hat Sven hinreißend gerötete Lippen und atmet schneller – so wie ich. Ich denke, wir sollten das Ganze an einen anderen Ort verlagern. Ursprünglich war mein Plan zwar, heute lang und ausgiebig zu feiern, doch Sven will ich mir auf keinen Fall durch die Lappen gehen lassen.

»Weiter tanzen – oder...?«, frage ich, mache eine bedeutungsschwere Pause und sehe ihm intensiv in die Augen.

Sven neigt den Kopf und erwidert meinen Blick mit einem zusehends breiten Grinsen. Er hakt seine Zeigefinger in meine Gürtelschlaufen und zieht mich wieder an sich.

»Ich denke, wir haben genug getanzt«, sagt er. Ich lese die Worte mehr von seinen Lippen ab, als sie zu hören.

»Denke ich auch.«

Doch anstatt sofort aufzubrechen, finden wir uns noch einmal in einem Kuss wieder und wiegen uns dabei weiter leicht im Takt der Musik, als würden wir tanzen. Die ganze Zeit über knetet Sven meinen Hintern, während meine Hände den Weg unter sein Shirt finden und auf seinem Rücken stahlharte Muskelstränge unter seidiger Haut erkunden.

»Ich verabschiede mich noch von Irina und den anderen«, brüllt Sven mir geraume Zeit später ins Ohr. Er ist also der höfliche Typ. Niedlich. Dass er mit noch mehr Leuten als Irina allein unterwegs ist, ist mir vorhin gar nicht aufgefallen.

»Okay. Ich warte dann an der Garderobe«, brülle ich zurück.

Sven nickt, dann macht er sich auf die Suche nach seinen Freunden. Ich sehe ihm nach, bis er in der Menge verschwunden ist. Ich kann es kaum erwarten, ihm die Kleider vom Leib zu reißen.

Erst als ich Sven nicht mehr sehen kann, mache ich mich auf den Weg zur Garderobe. Wieder gebrauche ich mitunter meine Ellbogen, um mir meinen Weg zu bahnen. Deswegen bin ich dann auch ziemlich schnell wieder im Besitz meiner Jacke.

Zum Glück lässt Sven mich nicht lange warten. Geduld gehört nicht zu meinen Stärken. Mit einem Lächeln steht er schließlich neben mir. Schnell holt er sich noch seine Jacke, dann verlassen wir auch schon den Club. Die Stille auf der Straße ist ohrenbetäubend. Meine Ohren dröhnen und der Bass steckt noch in meinem Körper.

»Wir müssen in die Richtung«, sage ich viel zu laut und deute nach links.

»Alles klar.«

Beschwingt schlage ich den Weg zur U-Bahn ein, Sven immer an meiner Seite. Wir haben Glück und die Bahn kommt rasch. Sie ist zwar ziemlich voll – andere Leute sind auch auf dem Heimweg und einige davon reichlich betrunken –, doch wir ergattern noch zwei Sitzplätze.

»Was machst du so?«, fragt Sven, sobald wir sitzen.

Okay, Sven will also reden. Na dann: Auftritt Stefan. »Ich bin Pilot.«

Svens Augen blitzen auf. Offenbar steht er auf Piloten. War eine gute Wahl.

»Was fliegst du denn?«

»Ich bin bei einer großen Airline. Meistens mache ich innereuropäische Flüge, eher so die Business-Strecken, nach Brüssel und Paris und so. Aber manchmal mache ich auch Langstreckenflüge, der letzte war nach Sydney.«

»Cool.«

Ich nicke und erzähle ihm weiter von meiner Karriere als Pilot. Dass ich früher neben dem Linienfliegen viel Kunstflug gemacht habe, aber jetzt kaum noch Zeit dafür habe. Dass ich aber wieder mehr Kunstflug machen will, weil ich das Adrenalin so geil finde. Und dass die Passagiere immer so hysterisch reagieren, wenn ich mit der 737 einen Looping fliege. Er lacht bei dem Kommentar. Steht ihm gut. Er ist wirklich attraktiv und keiner von den Typen, die eine entstellende Lache haben. Nicht zu viel Zahnfleisch, gerade Zähne. Dass seine Zähne ein bisschen kurz sind, ist der einzige Makel, den ich bis dato an ihm ausmachen konnte. Darüber sehe ich großzügig hinweg.

Ich steigere mich ein bisschen hinein in die Ausführungen, was das Fliegen für mich bedeutet. Freiheit und Abenteuer und so. Ist natürlich voller Klischees, aber ich bringe es überzeugend rüber. Wenn es etwas gibt, das ich kann, dann ist das reden. Sven ist dafür ein aufmerksamer Zuhörer. Finde ich gut.

Die Fahrt vergeht erstaunlich rasch. Gefühlt drei Minuten nachdem wir in die U-Bahn eingestiegen sind, steigen wir auch schon wieder aus. Als wir dann die Treppe erklimmen, ertönt plötzlich ein lautes Grollen.

»Was war denn das?«, gluckse ich.

»Mein Magen.«

»Hunger?«

»Und wie. Vielleicht… oh, ich kauf mir dort drüben noch schnell einen Döner.«

Sven deutet auf einen Stand am U-Bahn-Ausgang. Ich ziehe skeptisch eine Augenbraue nach oben. »Das willst du essen?«

»Ja. Ist der beste Döner weit und breit.«

»Sorgt auch für den besten Mundgeruch.«

»Hmmm, hattest du etwa vor, mir so nahe zu kommen, dass du das merken würdest?«, erkundigt sich Sven und zwinkert mir zu.

»Hatte ich.«

»Dann gibt es nur eine Möglichkeit: Du musst auch einen essen. Dann stinken wir beide und wie heißt es so schön? Geteilter Gestank ist halber Gestank.«

Er grinst von einem Ohr zum anderen und ich kann nicht anders, ich muss sein Grinsen erwidern.

»Na schön«, stimme ich zu, zumal ich von dem Gerede übers Essen tatsächlich Hunger bekommen habe.

»Ausgezeichnet. Ich lade dich ein.«

Und das tut Sven dann auch tatsächlich. Kurze Zeit später halten wir unsere Döner in den Händen und überqueren die Straße.

»Ich weiß, was wir jetzt tun!«, ruft Sven plötzlich aus.

»Zu mir gehen, um zu vögeln?«

»Auch. Aber erst…« Sven schnappt sich meine Hand und biegt links ab, obwohl wir eigentlich nach rechts gehen müssten. »Komm mit.«

Ich lasse mich tatsächlich von diesem verrückten Kerl ein Stückchen weiter die Straße entlangzerren, bis wir einen Spielplatz erreichen.

»Ich bin hier in der Gegend aufgewachsen und damals haben die coolen Jungs hier oft abends abgehangen. Ich wollte das auch immer mal machen.«

»Na, dann ist das heute natürlich die Gelegenheit.«

»Finde ich auch.«

Sven steuert die Schaukeln an und schnappt sich eine, während ich auf der zweiten Platz nehme. Vergnügt schaukle ich ein bisschen vor und zurück, ehe ich in meinen Döner beiße. Ich muss sagen, er ist tatsächlich sehr lecker.

»Gut?«, nuschelt Sven da auch, den Mund voll von seinem eigenen Döner.

»Sehr gut«, mampfe ich.

»Siehst du.«

Sven nimmt etwas mehr Schwung und ich bin beeindruckt von der Koordination, mit der er zugleich schaukeln und essen kann.

Während wir essen, reden wir nicht wirklich miteinander. Schon verrückt, hier zu sein. Normalerweise verbringe ich mit meinen One-Night-Stands nicht sonderlich viel Zeit, bevor es zur Sache geht. Und schon gar nicht Döner essend nachts auf dem Spielplatz. Dabei ist es nicht wirklich warm, immerhin haben wir erst Anfang April. Trotzdem finde ich es angenehm hier mit ihm. Sven ist ein lustiger Typ und hat verrückte Ideen. Ich hoffe, das setzt sich heute noch fort.

Sven ist schneller mit seinem Döner fertig als ich. Er beobachtet mich grinsend beim Essen und als auch ich aufgegessen habe, nimmt er Schwung und schaukelt schneller, höher. Sehr hoch. Plötzlich springt Sven ab, fliegt durch die Luft und landet sicher auf beiden Beinen. Und wow, das sieht wirklich elegant aus.

Feixend wendet Sven sich mir zu und hält mir eine Hand hin. »Auf geht's.«

So ein Angeber. Ich schüttle grinsend den Kopf, dann ergreife ich seine Hand und lasse mich wiederum mitziehen. Ein paar Schritte zumindest, dann bleibe ich stehen und ziehe meinerseits Sven zu mir.

»Muss da was testen«, erkläre ich.

»Nämlich?«

»Wirst du gleich sehen.«

Ich lege meine Arme um Svens Nacken und küsse ihn. Er riecht und schmeckt nach Döner, aber ich werde tatsächlich darüber hinwegsehen. Seine eigene Note kann ich immer noch schmecken. Es fühlt sich gut an, ihn zu küssen. Nach wie vor. Noch besser wird es, als er meinen Kuss begierig erwidert, seine Hände ihren Weg auf meinen Hintern finden und er mich wieder eng an sich zieht.

Ich weiß nicht, wie lange wir so dastehen. Irgendwann lösen wir uns schwer atmend voneinander. Svens Augen wirken fast schwarz im schwachen Licht der Straßenlaternen.

»Lass uns abhauen«, meine ich ächzend und diesmal bin ich es, der Svens Hand ergreift und ihn hinter mir herzieht.

Der Weg zu Thomas' Wohnung ist nicht mehr weit. Nachdem uns U-Bahn und Park zunächst etwas abgekühlt haben, habe ich das Gefühl, dass die kurze Strecke die sexuelle Spannung zwischen uns wieder deutlich steigert. Ab und an streife ich wie unabsichtlich mit meiner Hand gegen seine und einmal rempelt Sven mich daraufhin schmunzelnd an.

Bei Thomas' Haus angekommen, kann ich gar nicht schnell genug aufsperren.

»Dritter Stock«, murmle ich und marschiere zur Treppe.

Sven erklimmt hinter mir die Stufen. Unmittelbar hinter mir. Fast meine ich, seinen Atem im Nacken spüren zu können. Seine Präsenz ist mir jedenfalls nur zu bewusst.

Als ich die Türe aufsperre, drängt Sven sich von hinten an mich, umschlingt mich mit seinen Armen und reibt sich an mir.

Es dauert ewig, bis ich die Wohnungstüre aufgeschlossen bekomme. Wir schieben uns mehr hinein, als dass wir gehen. Sobald ich die Wohnung betreten habe, drehe ich mich um, dränge Sven gegen die Wand und raube ihm einen atemlosen Kuss. Ich spüre sein Grinsen an meinen Lippen, als er den Kuss erwidert. Vorwitzig drängt sich seine Zunge vor, ich komme ihr nur zu gerne entgegen. Dass ich es zeitgleich schaffe, die Türe zu schließen, beeindruckt mich ziemlich.

Ohne von seinen Lippen abzulassen, zerre ich Sven die Jacke vom Körper und ziehe mir auch meine aus. Beide werfe ich achtlos zu Boden. Dann gleiten meine Hände unter Svens Shirt, streichen über seine warme Haut. Fühlt sich gut an. Wenn mich nicht alles täuscht, hat er wohldefinierte Muskeln – die ich jetzt wirklich gerne sehen würde.

»Marsch, Marsch, ins Schlafzimmer«, nuschle ich gegen seine Lippen.

»Wer ist denn hier so ungeduldig über mich hergefallen?«, kommt die gleichfalls genuschelte Antwort.

Sven setzt unseren Kuss fort und legt seine Hände auf meinen Hintern, um mich enger an sich zu ziehen. Zum wiederholten Mal. Ob er lieber aktiv ist? An sich bin ich da flexibel, aber heute will ich, dass er sich unter mir windet. Hoffentlich müssen wir das nicht noch ausdiskutieren. Solche Gespräche sind echte Lustkiller.

Der Gedanke kühlt mich ausreichend ab, sodass ich mich kurz von Sven lösen kann. Seine Augen blitzen mich an. Ich mag grüne Augen.

»Verzeihung. Wenn der Herr mir bitte ins Schlafzimmer folgen und sich dort seiner Kleider entledigen würde«, sage ich mit der ernsten Stimme eines Butlers aus dem 19. Jahrhundert und deute eine leichte Verneigung an.

Sven lacht. »Wenn du mir sagst, wo das Schlafzimmer ist – gerne.«

»Dort entlang.«

Ich deute auf die Schlafzimmertür, ziehe mir noch schnell die Schuhe aus und gehe dann vor. Sven tut es mir gleich und folgt mir auf dem Fuß.

Im Schlafzimmer angekommen, will ich mich gleich wieder auf Sven stürzen, doch der hält mich mit einem tadelnd erhobenen Zeigefinger auf Abstand.

»Du hast doch gesagt, ich soll mich meiner Kleider entledigen«, meint er mit einem schiefen Grinsen.

»In der Tat, das habe ich gesagt.«

»Dann werde ich genau das tun.«

Uh, will er etwa für mich strippen? Anscheinend. Mit einer eleganten Handbewegung gebietet er mir, auf dem Bett Platz zu nehmen. Ich bedenke ihn mit einem langen Blick, ehe ich ihm zuzwinkere und gehorche. Ich setze mich und schlage die Beine übereinander, den Blick unverwandt – und, zugegeben, ziemlich

lüstern – auf Sven gerichtet. Für einen Moment tut dieser erst mal gar nichts. Er erwidert lediglich meinen Blick. Baut Spannung auf. Dann grinst er plötzlich breit – und zieht sich die Socken aus, um sie anschließend von sich zu werfen.

Unweigerlich muss ich lachen, weil das so unglaublich unsexy ist. Doch kaum hat Sven meinen Blick wieder eingefangen, ist die Spannung wieder da. Langsam zieht er sein Shirt aus, enthüllt Zentimeter für Zentimeter seines wohlgeformten Bauchs und dann die starke Brust. Ich mag es, dass er sein Brusthaar nicht rasiert. Bei mir selbst dulde ich nur in Ausnahmesituationen Körperhaare – wenn ich im Sommer wochenlang keinen Zugang zu annehmbaren Sanitäranlagen habe, zum Beispiel. An Sven jedoch mag ich diesen Look. Natürlich, maskulin, aber gepflegt.

Sven scheint meine Blicke zu genießen und verharrt eine Weile, ehe er das Shirt – wiederum eher weniger elegant – über seinen Kopf zieht. Auch seine Schultern sind appetitlich. Ganz offensichtlich trainiert er.

Als Nächstes gleiten Svens Hände zu seiner Hose. Viel zu langsam öffnet er deren Knöpfe und zieht sie sich dann aus, enthüllt seine schwarze Pants – zum Glück kein Liebestöter – und seine definierten Beine. In meiner eigenen Hose wird es immer enger.

Wieder fängt Sven meinen Blick ein, sorgt für einen Moment dafür, dass ich nur in seine Augen sehe und seinen gut gebauten Körper nicht beachte. Dann streichen seine Hände zu seiner Unterhose, dort, wo diese verführerische Linie blonder Haare verschwindet. Svens Finger spielen zunächst ein wenig mit dem Bund der Pants und schieben sie dann langsam nach unten. Begierig folge ich jeder Bewegung, erwarte jeden Millimeter Haut, der entblößt wird. Schließlich – endlich! – streift Sven die Pants so weit nach unten, dass sein erigierter Schwanz herausspringt. Erfreulicherweise ist er so hübsch wie der Rest von Sven. Da habe ich heute wirklich einen guten Fang gemacht.

Achtlos lässt Sven die Unterhose fallen und macht einen Schritt zur Seite, tritt heraus. Dann steht er da und sieht mich an.

»Komm her«, sage ich und bin erstaunt, wie rau ich dabei klinge.

Sven lässt sich das nicht zweimal sagen und überwindet die kurze Distanz zwischen uns. Grinsend.

»Du hast noch viel zu viel an«, befindet er.

»Stimmt. Wie wäre es, wenn du mir beim Ausziehen hilfst? Das kannst du doch so gut.«

»Ist mir ein Vergnügen«, feixt Sven und ehe ich mich versehe, bin ich mein Shirt und meine Hose los. Dann packe ich Sven an den Hüften und lasse uns aufs Bett fallen. Sofort ist er über mir und verführt mich zu einem leidenschaftlichen Kuss. Ich erkunde mit den Händen seinen Rücken, der sich genauso gut anfühlt wie vorhin schon beim Tanzen.

Svens Hände streichen unterdessen über mein Gesicht, meinen Hals, meine Brust. Seine Hände sind rau, haben Schwielen. Ob er etwas Handwerkliches macht? Egal. Seine eine Hand hat meine linke Brustwarze gefunden und kneift hinein. Ich ächze und kneife Sven als Ausgleich in den Po. Das entlockt auch ihm ein Ächzen. Ein wirklich sinnlicher Klang. Und dann hockt Sven rittlings auf mir und grinst mich an.

»Und was tun wir jetzt?«, erkundigt er sich feixend.

»Äh… ficken?«

»Hm.« Sven legt den Kopf schief, als müsse er darüber ernstlich nachdenken, und grinst noch ein bisschen breiter. »Und ich dachte, du zeigst mir erst deine Modellflugzeugsammlung.«

»Da muss ich dich leider enttäuschen. Hier gibt es nichts im Miniaturmaßstab.«

»Ich merk schon«, meint er neckend und reibt sich an mir. Ich dränge mich ihm entgegen und seufze leise. Im Nu bin ich auch das letzte bisschen Stoff los. Beide keuchen wir auf, als unsere Schwänze sich berühren.

Sven beugt sich über mich. Sein Mund wandert zu meinem Hals, küsst und leckt sich hinab zu meinen Brustwarzen, bis ich stöhnend meinen Rücken durchbiege. Verdammt, gleich hat er mich so weit, dass ich heute doch passiv bin. Aber nein... noch nicht.

Ich hole mir die Initiative zurück und rolle mich über ihn, verteile nun selbst Küsse auf seinem Hals, seiner Brust. Meine Hände streichen unterdessen über seinen Bauch, weiter hinab, bis zur sensiblen Haut an der Innenseite seiner Schenkel. Verzagt stöhnt Sven auf. Ich werde zielstrebiger in meinen Bewegungen, meine Hände wandern zwischen Svens Beine, umspielen seinen Schwanz, seine Hoden. Die eine wandert schließlich noch weiter nach hinten. Mein Zeigefinger umkreist seinen Anus, dringt in ihn ein. Sven stöhnt leise und zuckt mir entgegen.

»Dreh dich auf den Bauch«, fordere ich heiser.

Sven tut es in einer geschmeidigen Bewegung. Anrüchig reckt er mir seinen Po entgegen. Und Gott, er hat wirklich den schönsten Rücken, den ich je gesehen habe. Begeistert gleite ich zwischen seine Beine, streiche mit meinen Händen über seine Seiten und verteile eine Spur von Küssen entlang seiner Wirbelsäule. Sven quittiert das mit einem leisen Seufzen. Gott, ich will ihn ficken. Jetzt, sofort.

Ich richte mich halb auf und greife nach der Nachttischschublade. Thomas bewahrt dort alles auf, was man so braucht – und so manches mehr. Schnell habe ich gefunden, was ich benötige. Das Kondom lege ich neben mich aufs Bett und verteile dann das Gleitgel auf meinen Fingern.

Wieder umkreise ich Svens zuckendes Loch, dann dringe ich erst mit einem Finger ein, nehme aber bald den zweiten dazu. Gezielt reize ich ihn. Er reagiert so empfindlich auf mich. Als ich den dritten Finger hinzunehme und immer wieder seine Prostata streife, stöhnt er haltlos und reckt sich mir begierig entgegen.

»Mach endlich«, verlangt Sven.

Offenbar bin nicht nur ich ungeduldig.

Mehr Aufforderung brauche ich nicht. Schnell reiße ich die Kondompackung auf und ziehe mir den Gummi über. Dann bringe ich mich wieder in Position. Langsam dringe ich in Sven ein. Ich gebe ihm einen Moment, um sich an mich zu gewöhnen. Als er beginnt,

sich ungeduldig unter mir zu bewegen, ziehe ich mich erst leicht zurück und stoße dann in ihn. Langsam zunächst, bedächtig. Ich will das auskosten. Er fühlt sich fantastisch an. Er kommt jeder meiner Bewegungen entgegen.

Sven lässt sich völlig fallen. Jeder meiner Stöße entlockt ihm ein Stöhnen. Ich hatte nicht erwartet, dass er so gerne passiv ist. Und dass er dabei so hinreißend aussieht. Als er seinen Kopf zur Seite dreht und mir einen langen Blick zuwirft, zusammen mit seinem schiefen Lächeln, kann ich nicht anders: Ich lehne mich vor und fange seine Lippen zu einem Kuss ein. Er erwidert ihn stürmisch, wendet sich mir noch mehr zu. Dabei gleite ich aus ihm heraus und nutze die Gelegenheit zu einem leichten Positionswechsel. Ich drücke Svens Beine zusammen und setze mich rittlings auf ihn, ehe ich wiederum von hinten in ihn eindringe. Mit kreisenden Bewegungen ficke ich ihn, bis er nicht mehr stöhnen kann, sondern nur noch verzagt ächzt.

Als ich spüre, dass mein Orgasmus naht, gleite ich noch einmal aus Sven heraus. Ich will es noch etwas hinauszögern. Einen Moment verharre ich reglos, was Sven ein unzufriedenes Murren entlockt. Dann rutsche ich mit meinen Beinen wieder zwischen seine und dringe erneut in ihn ein. Erwartungsvoll zuckt er mir entgegen. Ich greife unter Sven, umfasse ihn mit dem einen Arm am Bauch, mit dem anderen an der Brust. Dann ziehe ich ihn mit mir zusammen auf die Knie. Wieder stoße ich in ihn, fester und härter diesmal. Sven legt den Kopf in den Nacken und stöhnt hinreißend. Seine linke Hand wandert zu seinem Schwanz. *Linkshänder*, schießt mir durch den Kopf.

Meine Stöße werden fahriger. Lange werde ich nicht mehr durchhalten. Ich löse Svens Hand an seinem Schwanz ab und pumpe ihn schnell. Er scheint nicht recht zu wissen, wo er mir entgegenzucken soll. Meiner Hand an seinem Penis oder meinem Schwanz in ihm. Dann ergreift ein haltloses Zucken seinen gesamten Körper und er ergießt sich warm in meine Hand.

Ich verharre kurz und genieße die Kontraktion seiner Muskeln um mich. Schwer lehnt er sich gegen mich. Noch ein paar Stöße, dann komme auch ich. Lang und intensiv.

Das war viel besser, als ich es erwartet hatte. Mit einem letzten Aufseufzen lasse ich mich nach hinten fallen. Sven landet schwer auf mir, doch das stört mich in diesem Moment nicht. Ich umschlinge ihn mit beiden Armen und genieße den Augenblick tiefer Befriedigung.

Wenn ich nicht aufpasse, schlafe ich gleich ein. Sven vermutlich auch, der wirkt jetzt schon ganz weggetreten. Ich atme noch einmal tief durch, dann schiebe ich ihn sanft von mir. Dabei gleite ich aus ihm hinaus. Das Kondom streife ich mir ab, verknote es und werfe es neben das Bett.

Sven legt plötzlich einen Arm um mich und schmiegt sich an mich. Er vergräbt seinen Kopf an meiner Schulter und brummt leise. Fühlt sich gut an. Doch ich kuschle nicht. Es wird Zeit für Sven, zu gehen. Weil es so gut war, will ich ihn aber nicht allzu rüde rauswerfen. Ich seufze also schwer – und etwas theatralisch.

»Das wird eine kurze Nacht. Ich muss morgen um halb sechs aufstehen.«

Ja, mein Lieber, das ist ein Wink mit dem Zaunpfahl. Sven versteht sofort und richtet sich noch etwas träge auf.

»Ich geh dann mal duschen«, murmelt er.

»Okay. Bad ist gleich die nächste Tür links. Handtücher sind im Regal, nimm dir einfach eins.«

»Danke.«

Ich verschränke die Arme hinter dem Kopf und sehe Sven zu, wie er seine Sachen einsammelt. Seine Socken muss er länger suchen, die sind irgendwie unter dem Bett gelandet. Als er sich bückt, um sie hervorzuholen, würde ich ihn am liebsten gleich wieder zu mir auf die Matratze zerren. Er ist wirklich gut gebaut. Schade, dass ich gerade zu ausgelaugt bin für eine zweite Runde.

Endlich hat Sven seine Socken gefunden und verschwindet im Bad. Unter dem leisen Plätschern der Dusche schlafe ich fast ein.

Tatsächlich muss ich eingedöst sein, denn als sich die Schlafzimmertüre öffnet, wache ich wieder auf.

»Ich wollte mich nur verabschieden, ich geh dann jetzt«, sagt Sven leise.

»Ist gut«, nuschle ich, raffe mich dann aber doch noch auf und stehe auf, um ihn zur Tür zu bringen. Man ist ja nicht völlig unhöflich.

Im Vorzimmer sehen wir uns noch einen Moment schweigend an, während Sven in seine Schuhe schlüpft. Er ist unkompliziert, kein Mann großer Worte. Finde ich gut. Nachdem er sich auch seine Jacke angezogen hat, fährt Sven sich mit einer nachlässigen Geste durch seine strubbeligen, noch feuchten Haare und gähnt. Sogar das finde ich sexy. Ich kann nicht anders, ich beuge mich vor und küsse ihn noch einmal. Es ist ein braver Kuss zum Abschied. Dann öffne ich ihm die Türe.

»Tschüss«, sage ich.

»Tschüss«, erwidert er und schenkt mir noch ein Lächeln, bevor er geht.

Fast tut es mir leid, dass wir uns nie wieder sehen werden.

Kapitel 2

Der Zug hält mit einem leichten Ruck. Ich schultere meinen Rucksack und schiebe meinen Koffer zur Tür. Im Ausstiegsbereich drängt sich schon seit zehn Minuten eine Gruppe Rentner, um den Halt bloß nicht zu verpassen. Als sich die Türen nicht sofort öffnen, werden die Leute hektisch – beziehungsweise noch hektischer, was eigentlich gar nicht möglich sein sollte. Die untersetzte Frau mit der auftoupierten, blondierten Mähne, die den Platz ganz vorne ergattert hat, ist kurz davor, gegen die Zugtüren zu hämmern. Den *Öffnen*-Knopf ignoriert sie.

»Typisch Bahn!«, schimpft der Mann hinter ihr.

Ich fürchte schon, von den Leuten niedergetrampelt zu werden, wenn sie sich ihren Weg zu einem anderen Ausgang bahnen wollen, da öffnen sich die Zugtüren mit einem durchdringenden Quietschen. Noch einmal nimmt die Hektik zu, dann sind alle, die vor mir standen, endlich ausgestiegen. Jetzt kann auch ich meinen Koffer hinauswuchten und den Zug verlassen.

Frische Luft vertreibt den Muff des Zuges. Ich gehe ein paar Schritte zur Seite, dann bleibe ich stehen und sehe mich um. Gott, sind die Menschen hier schlecht angezogen. Und wie nah die grünen Hügel sind, obwohl ich doch eigentlich mitten in der Stadt bin. Trotz der Geräusche eines Presslufthammers habe ich das Gefühl, auf dem Land zu sein.

Willkommen zurück in der Realität.

Es ist jedes Mal wieder ein veritabler Kulturschock, hier anzukommen. Alles ist klein. Der Bahnhof, die Häuser, die Stadt, die Szene. Ich wohne jetzt fast zwei Jahre in dieser »Stadt«, aber daran kann ich mich nur schwer gewöhnen. Ich wäre gerne woandershin gegangen, doch das ging nicht. Wenn man meinen Job machen will, kann man sich nicht aussuchen, wo man wohnt. Man geht dahin, wo es einen Job gibt. In meinem Fall ist das eben diese Kleinstadt.

Es ist eine klassische Universitätsstadt, wie es in Süddeutschland einige gibt. Hübsch, sonnig, ziemlich grün und wenn man sich außerhalb der Studentenszene bewegt: ein bisschen sehr spießig. Spätestens gegen Ende des Semesters geht mir die Stadt immer fürchterlich auf die Nerven und wird mir viel zu eng. Darum nutze ich jede Möglichkeit, um abzuhauen. Die letzten Monate habe ich in den USA verbracht und die Rückreise mit einem Besuch bei Thomas verbunden.

Lächelnd denke ich an letzte Nacht. Der Trip nach Köln hat sich wirklich gelohnt. Es hat Spaß gemacht, Pilot zu sein. Und es hat großen Spaß gemacht, Sven zu vögeln. Ich würde ihn tatsächlich gerne noch ein zweites Mal vernaschen. Das ist wirklich ungewöhnlich für mich. Aber man kann nicht alles haben. Und wer weiß, ob das zweite Mal mit dem ersten mithalten könnte. Wahrscheinlich nicht. Die Erwartungen wären zu hoch und der Reiz des Neuen wäre weg. Die Erinnerungen an eine wirklich gute Nacht, die bleiben mir ohnehin und so werden sie wenigstens nicht durch eine mittelmäßige Neuauflage getrübt.

In Gedanken noch bei Sven und seinem sexy Rücken remple ich mir meinen Weg durch die kleine Menschenmenge am Bahnsteig und marschiere ins Bahnhofsgebäude, um noch schnell zum Supermarkt zu gehen. Es ist Sonntag und andere Optionen gibt es in diesem Kaff nicht, um noch Einkäufe zu erledigen. Der Supermarkt ist übrigens winzig. Überraschung.

Nachdem ich das Nötigste ergattert habe, fahre ich mit der Straßenbahn die paar Stationen zu meiner Wohnung. Eigentlich könnte ich auch zu Fuß gehen. Mit dem Gepäck und der Einkaufstüte muss das aber wirklich nicht sein.

Der Kulturschock hält weiter an, als ich aus dem Straßenbahnfenster auf die vorbeiziehenden Häuser mit den Handyläden, den Ökoläden und den kleinen studentischen Szene-Bars schaue. Er hält auch an, als ich aussteige und unter großen Bäumen, die noch beinahe kahl sind, zu meinem Wohnhaus gehe. Es ist anders hier

als in Köln und ganz, ganz anders als in den USA, obwohl ich auch dort an einer Provinz-Uni war.

Sobald ich in meiner Wohnung angekommen bin, werfe ich meine Reisetasche achtlos in ein Eck und streife meine Schuhe ab. Ich habe das Gefühl, jetzt das erste Mal wirklich durchatmen zu können. So langweilig ich die Stadt finde: Meine Wohnung liebe ich. Es ist meine erste eigene Wohnung, die keine WG ist und kein winziges Zimmer in irgendeinem Wohnheim. Ich hatte echt Glück, sie zu finden. Wie in allen Universitätsstädten sind auch hier die Mieten völlig überteuert und die Wohnungen heiß umkämpft. Dass ich mir diese schöne Wohnung leisten kann, lässt mich mich auch noch nach zwei Jahren so merkwürdig erwachsen fühlen. Und frei.

Während der vergangenen Monate habe ich die Wohnung untervermietet. Da weiß man nie, was einen erwartet, wenn man heimkehrt. Der Flur, der auch das Vorzimmer ist, sieht schon mal ordentlich aus. Das Bad muss die Untermieterin sogar geputzt haben, bevor sie gestern ausgezogen ist. Es riecht immer noch ein bisschen nach Zitronenreiniger. Die Dusche war, glaube ich, noch nie so sauber und selbst die Fugen in den Bodenfliesen, von denen ich immer dachte, sie wären grau, strahlen weiß. Wow.

Ich setze meinen Kontrollgang im Wohnzimmer mit der offenen Küche fort. Auch hier hat die Untermieterin gründlicher geputzt, als ich es an ihrer Stelle getan hätte.

»Hallo, Küche«, begrüße ich meinen liebsten Ort in der Wohnung und tätschle die graue Arbeitsplatte zärtlich. Diese super ausgestattete Küche war der Grund, weswegen ich die Wohnung unbedingt haben musste. Dass die Vormieter dann sogar den großen Esstisch dagelassen haben, war das Tüpfelchen auf dem I. Ein Schreibtisch hat dadurch zwar nicht mehr ins Wohnzimmer gepasst, aber wer will schon arbeiten, wenn er kochen kann?

Ich reiße mich vom Anblick meiner Küche los und gehe ins Schlafzimmer. Wie nicht anders zu erwarten, sieht auch hier alles picobello aus. Das große Bett hat die Untermieterin ordentlich abgezogen.

Es ist das einzige Möbelstück, das ich neu gekauft und nicht von den Vormietern oder von meiner Schwester übernommen habe, als sie ihre Wohnung aufgegeben hat, um zu ihrem Freund zu ziehen. Aber auch so besitze ich nicht viele Möbel und Deko-Schnickschnack habe ich erst recht keinen. Das macht einfach keinen Sinn, wenn jede Wohnung nur eine Durchreisestation zur nächsten Wohnung in der nächsten Stadt ist.

Zuletzt gehe ich auf den Balkon. Er ist nicht riesig, aber groß genug für ein Outdoor-Sofa, auf dem drei Leute bequem sitzen können. Es stammt noch von den Vormietern, genauso wie das kleine Tischchen vor dem Sofa. Mit diesen Möbeln ist der Balkon absolut vollgeräumt. Man kann Sofa und Tisch einmal umrunden, mehr aber auch nicht. Definitiv kein Balkon fürs *Urban Gardening*. Für meine Kräuter habe ich immerhin ein paar Blumenkisten am Balkongeländer befestigt, die momentan recht trist und traurig aussehen.

Gähnend lasse ich meinen Blick über die Nachbarhäuser schweifen. Müdigkeit und Kater fordern langsam ihren Tribut. Dass ich jetzt noch auspacken und mich wieder häuslich einrichten muss, freut mich so gar nicht.

Als ich am nächsten Tag aufwache, fühle ich mich immer noch gerädert und nicht annähernd wach. Mit nur halb geöffneten Augen taste ich nach meinem Handy. Beim Blick auf die Uhrzeit setze ich mich ruckartig auf: Ich habe verschlafen. Verdammt.

Keine Ahnung, ob ich vergessen habe, den Wecker zu stellen, oder ob ich ihn im Halbschlaf abgeschaltet habe. Viel Zeit bleibt mir nicht, bevor ich zur Arbeit muss. Ich sollte eigentlich jetzt schon los, wenn ich rechtzeitig da sein will. Ohne Kaffee und zumindest eine Schüssel Müsli überstehe ich den Tag aber nicht. Also erst Frühstück und dann ab ins Bad. Dort versuche ich, nicht allzu viel Zeit in meine Frisur zu stecken. Natürlich bin ich trotzdem viel zu spät dran, als ich endlich losgehe.

Ich schwinge mich auf mein Rad und fahre auf schnellstem Wege in die Uni. Es ist nicht weit, doch bis ich dort ankomme, habe ich beinahe eine Fußgängerin überfahren und bin nur knapp der Kollision mit einem Auto entgangen. Vielleicht ist doch was dran, wenn meine Schwester immer behauptet, dass ich wie ein Irrer fahre. Die anderen könnten aber auch einfach ihre Augen offen halten.

Nachdem ich mein Rad angeschlossen habe, marschiere ich eilig zu meinem Büro an der Uni. Bevor ich dort ankomme, laufe ich auf dem Flur in zwei Professoren der älteren Generation, Bickenbacher und Hasslein, hinein, die lautstark und mit ausladenden Gesten darüber diskutieren, welche nahöstliche Gegend heute die stärksten Konsequenzen der jungsteinzeitlichen Ziegenhaltung und der damit verbundenen Vernichtung nahezu sämtlicher Vegetation zu erleiden hat. Sie werden fast handgreiflich, weil sie sich nicht einigen können.

Alle Archäologen sind irgendwie gestört. Ich muss es wissen. Ich bin selbst einer.

Bevor ich die Türe zu Doris' und meinem Büro öffne, werfe ich noch einen Blick auf meine Uhr. Ich bin eine Dreiviertelstunde zu spät dran, die Besprechung mit Doris kann ich also vergessen. Sie erwartet mich dann auch dementsprechend sauer.

»Auch schon da?«, giftet Doris.

»Hallo, Doris«, grüße ich zurück und übergehe ihren Zorn nonchalant. »Es ist auch sehr schön, dich endlich wiederzusehen. Der Wecker hat nicht geläutet.«

»Hättest du nicht wenigstens Bescheid geben können?«

»Das hätte an meiner Verspätung nichts geändert.«

»Aber ich hätte hier nicht rumgesessen wie bestellt und nicht abgeholt.«

Hätte sie doch. Doris sitzt so oder so immer im Büro. Aber den Kommentar schlucke ich wohlweislich runter.

»So dringend war unsere Besprechung doch nicht, oder? Das können wir nachher auch noch klären. Oder zur Not morgen.«

»Wir müssen die Exkursion planen und es gibt noch tausend Sachen zu besprechen. Am besten gestern.«

Ich mag Doris wirklich gerne, aber es nervt, dass sie stets solchen Stress verbreiten muss. Sie nimmt immer alles so wahnsinnig ernst. Mir ist meine Karriere auch wichtig, aber man muss echt Prioritäten setzen, sonst wird man noch irre. Die dämliche Exkursion, die wir mit den Studierenden machen sollen, ist auf meiner Prioritätenliste denkbar weit unten.

»Na ja, aber jetzt müssen wir erst mal zu Ruth«, meine ich.

»Was du nicht sagst.«

Ich öffne die Tür, die ich gerade erst hinter mir geschlossen habe, und halte sie Doris, höflich wie ich bin, auf. Gemeinsam gehen wir zum Büro unserer Chefin. Doris dampft immer noch vor Zorn. Wie immer übertreibt sie maßlos.

Der Rest des Lehrstuhls ist bereits in Ruths Büro versammelt: Anna, Viktoria und Fabian stehen inmitten des großen, vollgestopften Raumes und unterhalten sich mit unserer Chefin.

Ich finde Ruth großartig. Ruth ist eine Frau, die immer polarisiert. Sie ist spitzzüngig, sarkastisch und maßlos intelligent. Wahnsinnig erfolgreich in allem, was sie tut, hat sie den Ruf, nur die Besten bei sich aufzunehmen und allen anderen ganz klar zu sagen, was sie von ihnen hält. Deswegen wollte ich unbedingt zu ihr und habe sogar diese Kleinstadt in Kauf genommen.

Ihre wilde rote Mähne trägt Ruth wie immer locker zurückgebunden, sie wird nie ordentlich oder elegant aussehen. Immer hat sie die Aura des Chaotischen. Damit ist sie optisch der totale Kontrast zu Doris. Deren dunkle Kurzhaarfrisur sitzt wie immer perfekt. Doris ist der Typ Frau, der auch noch mit Jeans und T-Shirt (und selbst dann, wenn sie bei einer verregneten Grabung knietief im Morast steckt) vornehm wirkt. Sie ist streng und akkurat in allem, was sie tut – deswegen haben viele Studierende Angst vor ihr. Und nicht nur die.

Neben diesen beiden starken Frauen verblassen Anna, Viktoria und Fabian völlig. Alle drei sind sie durchschnittlich. Nett, aber langweilig. Mausgrau, irgendwie.

»Hallo, ihr zwei«, begrüßt uns Ruth. »David, schön, dass du wieder da bist!«

»Finde ich auch. Hallo!«

Ich umarme Ruth und die anderen zur Begrüßung, dann nehmen wir alle am Besprechungstisch Platz. Zu Semesterbeginn setzt Ruth sich immer mit uns allen zusammen, um den Stand unserer jeweiligen Projekte sowie die für dieses Semester geplanten Aktivitäten zu besprechen.

»Also, erzählt mal, was tut sich bei euch momentan so?«, eröffnet Ruth dann auch gleich das Gespräch.

»Jede Menge«, meine ich und lache. »Es war echt toll in den USA. Um die Technik sind sie wirklich zu beneiden. Ich wünschte, wir hätten ihre Drohnen.«

»Glaube ich. Lief die Grabungskampagne erfolgreich?«

»Ja, extrem. Wir haben einen wirklich vielversprechenden Überblick über das Areal bekommen. Ich schreibe momentan an einem Aufsatz über die Untersuchungen und werde die Ergebnisse auch auf der Tagung von Steve Miller in London in ein paar Wochen präsentieren.«

»Super. Zeig mir den Aufsatz dann, wenn er fertig ist. Ich bin wirklich neugierig darauf.«

»Klar, mache ich.«

Ruth nickt noch einmal, dann wendet sie sich Doris zu. »Und bei dir?«

»Ich habe das Gefühl, ich komme momentan vor lauter Verwaltung kaum zum Forschen«, meint Doris und wirft mir einen finsteren Blick zu, den ich gepflegt ignoriere. »Gestern habe ich die vakante Hilfskraftstelle ausgeschrieben.«

»Oh, bekommen wir einen neuen Hiwi?«, frage ich.

»Ja. Theres hat vor ein paar Wochen ihr Studium abgeschlossen.«

»Ah.«

»Außerdem planen David und ich die Lehrexkursion. Die Unterkunft ist schon gebucht und die Leute bei der Pfahlbausiedlung wissen auch Bescheid. Um die Anreise müssen wir uns noch

kümmern. Ich schätze, David und ich fahren mit dem Auto, um die Geräte hinzubringen. Die Studis müssen dann allein mit der Bahn fahren.«

»Das werden sie schon hinkriegen«, befinde ich.

»Denke ich auch.«

»Das wird bestimmt eine gute Exkursion«, meint Ruth. »Fabian, was machst du momentan?«

»Mh… Es läuft gerade nicht so.«

»Inwiefern?«

»Ich weiß nicht. Die Dissertation ist momentan so… Keine Ahnung, ich glaube, ich habe eine kleine Sinnkrise.«

Den Kommentar hätte Fabian sich mal besser verkneifen sollen, denn er provoziert damit eine lange und wenig freundliche Rede von Ruth. Das scheint Viktoria die Sprache zu verschlagen, denn sie meint bloß, bei ihr gäbe es nichts Neues.

Es ist dann auch letztlich Anna, die den Vogel abschießt. Nachdem sie erzählt hat, dass sie ihre Dissertation vor zwei Tagen eingereicht hat – allgemeiner Jubel – und sie in den nächsten Wochen verteidigen wird, macht sie eine kleine Kunstpause.

»Ich muss euch noch etwas erzählen«, fährt sie dann fort.

Doris – die mir, glaube ich, in diesem Moment verzeiht – und ich werfen uns einen bedeutungsvollen Blick zu. Ich wette, sie ist schwanger. Und ich wette, Doris denkt das auch.

»Alex und ich werden heiraten!«, bricht es dann aus Anna heraus.

Fast.

Ich stimme in die allgemeinen Glückwünsche ein, auch wenn ich echt nicht weiß, was man da beglückwünschen soll. Die allgemeine Spießigkeit? Den Steuervorteil?

Nach Annas Ankündigung ist der seriöse Teil der Besprechung gelaufen. Ruth informiert uns zwar noch schnell über einige Neuigkeiten im Studienplan und schafft es, dass wir uns kurz noch über die Lehrveranstaltungen austauschen, die wir dieses Semester halten. Dann aber reden wir nicht mehr über Dienstliches, sondern nur noch über Hochzeitspläne und darüber, was wir in den

Semesterferien gemacht haben, wenn wir gerade nicht gearbeitet haben – bis Ruth uns schließlich ziemlich rüde rauswirft, da sie in eine Sitzung muss.

Wie immer versammeln wir uns anschließend noch auf einen Kaffee in Doris' und meinem Büro. Wie es nicht anders zu erwarten war, dreht sich das Gespräch ziemlich schnell wieder um Annas geplante Hochzeit.

»Ganz schöne Umbrüche bei dir«, sagt Fabian.

»Du meinst, weil meine Diss jetzt auch fertig ist?«, erwidert Anna. »Alex hat mir den Antrag gemacht, nachdem ich sie eingereicht habe. Ich dachte, wir feiern, dass ich endlich fertig bin, aber da habe ich mich getäuscht.«

Anna lächelt selig. Mit einem halben Ohr höre ich zu, wie sie von dem »wahnsinnig romantischen« Heiratsantrag erzählt, der offenbar ein exquisites Menü in einem Sternerestaurant, eine Wagenladung rote Rosen und allen Ernstes einen im Dessert versteckten Ring beinhaltet hat. Ich kann mir kaum etwas Lächerlicheres vorstellen. Es ist mir ein Rätsel, dass Frauen so was gut finden. Dabei ist Anna Wissenschaftlerin.

»Wie lange läuft denn deine Stelle eigentlich noch?«, unterbreche ich sie schließlich.

Anna rümpft die Nase und sieht mich indigniert an. Offenbar missfällt es ihr, dass ich sie auf den Boden der Tatsachen zurückhole. Tja. Ihr Pech.

»Bis Oktober.«

»Hast du schon eine Idee, wo du danach hinwillst?«, nimmt Doris mir die Worte aus dem Mund.

Anna seufzt schwer. »Ich weiß nicht, ob ich überhaupt in der Wissenschaft bleiben will. Ich müsste dann ja an eine andere Uni gehen und ich bin doch so gerne hier.«

»Schon, aber wenn du weiterhin forschen willst, musst du nun einmal woandershin.«

»Klar, aber jetzt, wo wir heiraten… Und dann wäre es höchstens für ein paar Jahre, bevor ich wieder umziehen müsste. Der Job

ist wirklich nicht besonders gut mit einer Beziehung oder gar mit einer Familie vereinbar.«

»Dafür sieht man immer wieder etwas Neues«, befinde ich. Dass man als Archäologe so oft umziehen muss, gehört zu den Dingen, die ich an dem Job liebe. Ich will nirgends lang bleiben. Kaum dass ich mich an einem Ort eingewöhnt habe, langweilt er mich auch schon. Es gibt so viele Orte, an denen ich noch leben will. Wenn ich mir vorstelle, ich hätte eine Beziehung, die dem im Weg steht… Nein, so weit käme es nicht.

Ich will ungebunden sein und frei. Mich von nichts und niemandem einengen lassen. Ich will spontan sein und woanders neu anfangen können, wenn mir danach ist. Ich will meine Entscheidungen alleine treffen und ohne, dass mir jemand seine Meinung aufzwingen will. Kompromisse fände ich furchtbar, sie wären für mich wie Selbstaufgabe. Ich bin mir zu wichtig, als dass ich mir das antun könnte.

»Ja, dass man immer etwas Neues sieht, ist schon cool«, meint Fabian. »Aber alle paar Jahre in eine neue Stadt oder in ein neues Land zu gehen, ist doch auch extrem anstrengend. Ich kann mir nicht vorstellen, immer wieder neu beginnen und alles zurücklassen zu müssen.«

»Eine gute Beziehung hält das aus«, entgegnet Doris. Sie hat seit Jahren eine Fernbeziehung und pendelt deswegen nach Leipzig.

»Ach nein, ich weiß nicht«, sagt Anna und seufzt schwer. »Ich glaube nicht, dass Alex und ich das wollen.«

Ich kann nur den Kopf schütteln. Auch wenn Anna oft nervt, ist sie ziemlich gut in dem, was sie macht. Und das will sie jetzt allen Ernstes aufgeben für eine Ehe, die sowieso in ein paar Jahren geschieden wird, und weil sie zu feige ist, dieses Provinznest, in dem sie schon immer lebt, zu verlassen?

»Überleg dir das gut«, meine ich.

Anna seufzt schwer und jammert noch ein bisschen über ihre unklaren Zukunftsaussichten. Wenigstens redet sie nicht mehr übers Heiraten.

Lange bleiben Anna, Viktoria und Fabian nicht mehr. Nachdem sie gegangen sind, fahre ich meinen Computer hoch und bereite ein paar Dinge für meine Lehrveranstaltung vor, deren erste Einheit übermorgen ist. Dann zwingt Doris mich noch, mit ihr über die Exkursion zu reden – dabei gibt es für mich nicht mehr sonderlich viel zu tun. Strukturiert wie Doris ist, hat sie schon fast alles erledigt. Und eigentlich will sie auch gar nicht, dass ich ihr etwas abnehme.

Es ist trotzdem schon recht spät, als ich die Uni wieder verlasse. Auf dem Heimweg gehe ich noch einkaufen. Da ich gestern nur das Nötigste besorgt habe, wird es ein Großeinkauf, den ich mit hängender Zunge in meine Wohnung schleppe. Kurz überlege ich, mich, nachdem ich alles verstaut habe, einfach aufs Sofa zu werfen und den Rest des Abends nichts zu tun. Doch letztlich überwiegt das Gefühl, dass ich nach dem Tag in der Uni dringend Bewegung brauche. Also ziehe ich meine Sportklamotten an und gehe joggen.

Kapitel 3

Ich unterrichte gerne. Böse Zungen behaupten, das liegt daran, dass ich mich gerne reden höre. Vermutlich ist das nicht so falsch. Jedenfalls bin ich guter Laune, als ich die Tür zum Seminarraum öffne, um die erste Einheit meiner Lehrveranstaltung abzuhalten. Ich trete schwungvoll ein – und mein Blick fällt auf ein bekanntes Gesicht. Mitten in der Bewegung erstarre ich.

Fuck, fuck, fuck!

Dort drüben an der Fensterseite der u-förmig aufgestellten Tische sitzt Sven.

Scheiße, das kann doch nicht wahr sein! Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich in einer anderen Stadt einen Kerl abschleppe und der dann ausgerechnet hier Archäologie studiert und auch noch in meiner Lehrveranstaltung sitzt? Da muss doch ein Lottogewinn wahrscheinlicher sein. Und dann auch noch ausgerechnet Sven, den ich erst letztes Wochenende hatte... Ich hätte ihn fragen sollen, was er macht, dann wäre das hier nicht passiert.

Memo an mich selbst: In Zukunft etwas mehr Interesse an meinen Sexpartnern heucheln.

Ein Teil von mir würde am liebsten umdrehen und verschwinden. Das geht natürlich nicht. Also straffe ich die Schultern und betrete den Seminarraum. Sven unterhält sich unterdessen mit seiner Sitznachbarin und hat mich noch nicht bemerkt.

Am Pult angekommen, sortiere ich zunächst meine Notizen, dann rücke ich meine Brille zurecht und wende mich den Studierenden zu.

»Hallo«, grüße ich freundlich. Fassade ist alles. »Mein Name ist David Baumgarten.« *Und ich bin ihr Pilot auf diesem Flug.*

Sven wendet sich von seiner Sitznachbarin ab und sieht zu mir. Erst mustert er mich abwesend, doch dann erkenne ich genau den Moment, in dem es bei ihm *klick* macht. Seine Augen weiten sich

ungläubig. Er schluckt und sieht weg. Wird er sogar rot? Wäre kein Wunder.

»In dieser Übung beschäftigen wir uns mit nicht-invasiven Methoden der Archäologie«, fahre ich fort. »Ich werde Ihnen unterschiedliche Ansätze vorstellen, mit denen man heute Blicke in die Erde wirft, ohne diese aufzugraben. Das sind natürlich Ansätze, die eng mit der neuesten Computertechnologie verbunden sind. Die Methoden, um die es in dieser Lehrveranstaltung geht, sind also digital und virtuell. So können etwa mit einem 3-D-Laserscanner archäologische Strukturen erkannt, dokumentiert und in einem Modell sichtbar gemacht werden – ohne dass man durch Grabung diese Strukturen zerstört. Das geht im kleinen Maßstab, wenn man eine konkrete Grabungsstelle vermisst, aber auch im ganz großen Stil. Das wäre dann ein Fall für das *Airborne Laser Scanning*, eine Methode, die ursprünglich aus der Fernerkundung stammt. Hier vermisst, wie der Name schon sagt, ein an einem Flugzeug befestigter Laserscanner ganze Landschaftszüge und liefert detaillierte Daten über deren Beschaffenheit, die weitreichende Rückschlüsse über die Geschichte dieser Landschaft ermöglichen.«

Wie immer rede ich frei, ich habe nur ein paar Notizen gemacht, auf die ich ab und zu einen Blick werfe. Im ersten Moment hat meine Stimme vielleicht kurz gewackelt, doch je länger ich spreche, desto souveräner werde ich. Svens Anwesenheit blende ich aus, so gut es geht. Es lässt sich ohnehin nichts daran ändern.

»Andere Methoden, mit denen wir uns beschäftigen werden, sind die der Luftbildarchäologie, die etwa mittels Drohnen aus großer Höhe Fotos von Landschaften macht und diese dann deutet. Sie müssen wissen, dass man etwa anhand des Pflanzenwachstums Schlussfolgerungen über den entsprechenden Untergrund anstellen kann – und der ist oft menschengemacht. Wenn irgendwo unter der Erde archäologische Strukturen liegen, hat das unweigerlich Konsequenzen für den Pflanzenwuchs darüber. Wir hinterlassen Spuren – und manchmal muss man eine veränderte Perspektive einnehmen, um diese sehen zu können.«

Damit habe ich sie. Wie gesagt, ich rede gerne. Das Gefühl, wenn man es schafft, die Aufmerksamkeit aller im Raum Versammelten auf sich zu konzentrieren und sie in den Bann zu ziehen, ist einfach großartig. Ich war schon immer eine Rampensau. Daran ändert auch Svens Anwesenheit nichts. Im Gegenteil, vielleicht ist die sogar ein zusätzlicher Kick.

Weiter im Text.

»Außerdem werden wir uns mit den Methoden der geophysikalischen Prospektion beschäftigen, etwa mit dem Bodenradar. Der große Vorteil dieser Methoden ist, ich habe es schon gesagt, dass man die archäologischen Strukturen, die man so findet, nicht zerstört. Und wenn man Grabungen unternimmt, kann man das wesentlich gezielter machen – weil man schon weiß, wo man suchen muss.«

Ich mache eine Kunstpause und mustere die Studierenden. Sie wirken alle interessiert – nur Sven sieht, wenig verwunderlich, etwas irritiert aus. Seine Stirn ist gerunzelt. Unweigerlich muss ich ein kleines bisschen grinsen.

Ich sehe heute ganz anders aus als in dem Club in Köln. Natürlich sitzt meine Frisur auch heute perfekt, aber ich frisiere meine Haare anders, wenn ich an der Uni bin, als wenn ich mich auf die Pirsch mache. Außerdem trage ich meine Brille und ein gut geschnittenes Sakko über dem Shirt. Keines von diesen karierten Dingern mit Lederflicken an den Ellbogen natürlich, obwohl das dem Klischee des Dozenten mehr entsprechen würde.

Als Nächstes gehe ich die Anwesenheitsliste durch. Sven verhält sich unauffällig, als ich ihn aufrufe – er heißt Koch mit Nachnamen. Wie alle anderen auch zeigt er kurz auf und sagt dann mit fester Stimme: »Hier.«

Anschließend erläutere ich das genaue Programm und verteile die Referatsthemen. Wieder lässt Sven sich nichts anmerken, als er mir, wie alle anderen auch, noch einmal seinen Namen nennt, als ich ihn für sein Referat eintrage. Gut.

»Für heute war es das auch schon«, sage ich, mache aber sofort eine zur Ruhe gemahnende Geste, als diese Worte zum allgemeinen fluchtartigen Aufbruch zu führen drohen. »Bevor Sie gehen: Ich empfehle Ihnen dringend die Teilnahme an der Lehrexkursion am letzten Juni-Wochenende, die ich gemeinsam mit Doris Nehonsky organisiere. Wir fahren zur Ausgrabungsstätte einer neolithischen Pfahlbausiedlung am Bodensee. Dort werden wir uns mit der Pfahlbaukultur und deren archäologischer Erschließung beschäftigen. Vor allem aber werden wir Drohnen fliegen lassen und Laserscanner aufstellen und die Landschaft so nach weiteren archäologischen Strukturen absuchen. Die so gesammelten Daten werden wir dann an der Uni auswerten. Anmeldefrist ist der 30. April.«

Noch einmal werfe ich einen aufmerksamen Blick in die Runde, ehe ich den Studierenden ein Lächeln schenke und sie mit einem »Aber jetzt!« entlasse.

Sven ist einer der Ersten, die verschwinden. Als ich den Seminarraum endlich verlasse – wie immer haben mich ein paar Studierende aufgehalten, die zu dämlich oder zu feige sind, ihre Fragen während der Lehrveranstaltung zu stellen, wenn ich sie dazu auffordere –, ist von ihm weit und breit nichts mehr zu sehen.

Den Rest des Tages meistere ich wie auf Autopilot – haha, guter Witz. Ich schiebe die Gedanken an Sven beiseite und erledige, was zu erledigen ist. Besonders konzentriert bin ich dabei nicht, aber das ist für die Abrechnung von Reisekosten und ähnlich aufregende Dinge zum Glück auch nicht nötig. Am Abend muss ich dann einfach joggen gehen. Raus. Mir Luft machen. In meinem Kopf herrscht ziemliches Chaos. Kaum bin ich daheim angekommen, ziehe ich mir meine Sportsachen an, setze die Kontaktlinsen ein und laufe los. Obwohl es nieselt.

Ich wähle die Strecke am Fluss entlang. Es dauert nicht lange und meine Gedanken wandern zurück zur Arbeit. Den Unterricht habe ich zwar souverän hinter mich gebracht – der Routine sei

Dank –, dennoch bin ich mir noch nicht ganz im Klaren darüber, was es bedeutet, dass Sven in meiner Lehrveranstaltung sitzt. Und welche Konsequenzen das hat.

Scheiße, das klingt doch echt wie der Anfang eines miesen Films: Dozent vögelt einen Kerl, der sich als sein Student entpuppt. Beim Genre bin ich mir nur noch nicht ganz sicher. Ein Horrorfilm könnte so beginnen. Sven als irrer Axtmörder, der mich durch die Stadt verfolgt. Groteske Kulisse für so etwas, dazu ist die Stadt viel zu bezaubernd.

Unweigerlich muss ich grinsen bei dem Gedanken, dass Sven mir hier mit einer Axt hinterherjagt. Oder mit einer Kettensäge. So wie Christian Bale in *American Psycho*.

Äußerlich hat Sven zum Glück gar nichts mit Christian Bale gemeinsam. Er ist hundertmal schärfer.

Vielleicht nutze ich die Gelegenheit einfach und schlafe noch mal mit Sven? Ah, nein, blöde Idee. Selbst wenn er nicht mein Student wäre. Ich ficke nicht mit Kerlen, die ich regelmäßig sehe. Das gibt nur Ärger. In der Regel treibe ich es auch mit keinem öfter als drei, vier Mal.

Ich mache da nur ganz selten Ausnahmen. Thomas ist eine und dann ist da noch Ole, mit dem ich zusammen promoviert habe und der heute an einer Uni in Norwegen arbeitet. Das mit ihnen funktioniert aber auch nur deswegen, weil wir nicht in derselben Stadt wohnen und weil ich weiß, dass sie genauso ticken wie ich. Also, Ole zumindest. Bei Thomas bin ich mir nicht mehr so sicher, ob Konrad ihm nicht womöglich eine Gehirnwäsche verpasst hat. Ich habe noch nichts von ihm gehört, seit ich ihn im Club verloren habe.

Inzwischen bin ich schon ein ordentliches Stück den Fluss entlanggelaufen. Trotzdem habe ich das Gefühl, ich bin keinen Schritt weitergekommen.

Okay, David, jetzt noch mal in Ruhe. Was genau ist das Problem?

Es ist jetzt wirklich nicht so, als hätte ich noch nie einen meiner One-Night-Stands wiedergetroffen. Ja, dass Sven ausgerechnet

mein Student ist, ist eine blöde Situation. Aber wir sind erwachsen. Sven hat sich heute nichts anmerken lassen und die Einheit ist ganz normal gelaufen. Was soll denn auch groß passieren? Er wird sich ja wohl kaum die Klamotten vom Leib reißen, sich nackt auf den Tisch legen und schreien: »Hier bin ich! Nimm mich!«

Möglicherweise bricht er die Lehrveranstaltung auch einfach ab. Dann wäre das Problem doch gelöst. Und wenn nicht, muss das auch nicht heißen, dass der Rest des Semesters anders laufen wird als heute. Vielleicht kriegen wir das Ganze ja auf eine professionelle Ebene. Ich der Dozent, er der Student, und reden müssen wir miteinander außerhalb der Lehrveranstaltung auch nicht.

Es ist auch nicht so, dass ich ein Problem damit habe, dass meine Studierenden wissen, dass ich schwul bin. Falls Sven es herumerzählen sollte. Ich bin offen schwul. Keine Ahnung, wie deutlich man es mir anmerkt – nicht so sehr, denke ich. Aber an der Uni ist das eigentlich kein Problem. Ich bin auch bei Weitem nicht der Einzige. Im Gegensatz zu den USA ist es hier außerdem nicht strengstens verboten, sich auf Studierende einzulassen. Der Professor, der seine Studentin heiratet, ist nicht ohne Grund ein Klischee. Auch wenn ich das ziemlich erbärmlich finde. Sollte also darüber geredet werden, dass ich was mit Sven hatte, dann wäre das vielleicht lästig, aber eigentlich stehe ich über solchen Sachen. Zumal die Sache zwischen uns etwas Einmaliges war und vorbei ist. Auf meine Karriere sollte es keine Auswirkungen haben. Und lange würde man ohnehin nicht darüber sprechen, da gibt es interessanteren Klatsch.

Und trotzdem renne ich hier in einem Höllentempo den Fluss entlang und werde nicht langsamer, obwohl meine Beine brennen und mein Brustkorb schmerzt. Ich bin inzwischen ziemlich durchnässt, sowohl vom Nieselregen als auch von meinem Schweiß. Aber ich kehre nicht um. Ich brauche das gerade.

Wieder sehe ich vor meinem inneren Auge Sven im Seminarraum sitzen. Ich spüre seinen irritierten Blick auf mir. Und dann denke ich daran, wie er mich am Samstag angesehen hat. Sehe seinen schweißnassen Rücken. Sein Zucken, als er gekommen ist.

Es dauert ewig, bis ich die Bilder aus meinem Kopf kriege. Irgendwann bin ich dann aber doch so lange gelaufen, dass für etwas anderes in meinem Kopf kein Platz mehr ist. Ich achte nur noch auf meinen Körper, auf mein rasendes Herz, den schnellen Atem, auf jeden einzelnen Schritt, den ich mache. Endlich ist mein Kopf frei.

Die Ruhe hält nicht lange an. Nachdem ich daheim eine heiße Dusche – eine Wohltat für meine brennenden Muskeln – genommen und etwas gegessen habe, finde ich mich dabei wieder, dass ich rastlos durch meine Wohnung tigere. Ich werfe eine Ladung Wäsche in die Maschine, damit ich wenigstens das Gefühl habe, etwas Sinnvolles zu tun. Dann setze ich mich mit meinem Laptop aufs Sofa. Den Versuch, an meinem Aufsatz weiterzuschreiben, gebe ich schnell auf. Mir fällt kein einziges Wort ein. Dabei ist die Deadline Ende der Woche. Scheiße. Lustlos mache ich mich daran, den Text zu formatieren, das Literaturverzeichnis zu erstellen und die Bilder zu beschriften. Dabei muss ich wenigstens nicht denken.

Ich habe ungefähr die Hälfte erledigt, da klingelt plötzlich mein Handy. Thomas.

»Hey«, begrüße ich ihn.

»Hallo«, grüßt er zurück. »Gut zurückgekommen?«

»Ja, klar. Das Semester hat auch gleich voll gestartet. Sitzungen, Besprechungen, Lehre – das Übliche.«

Zumindest wenn das Auftauchen eines One-Night-Stands in der Lehrveranstaltung als »das Übliche« bezeichnet werden kann.

»Hier ist es auch extrem stressig. Eine große Gala steht an. Ich sage dir, die spinnen, diese Künstlertypen.«

Thomas arbeitet als Eventmanager in einer großen Agentur. Nach seinem abgebrochenen BWL-Studium hat er noch einmal komplett neu begonnen, sich aber relativ rasch hochgearbeitet. Uni war nichts für ihn, sagt er immer. Eventplanung dafür umso mehr.

»Kann ich mir vorstellen.«

»Was wolltest du denn von mir? Ich hab gesehen, dass du mich angerufen hast.«

»Einmal darfst du raten.«

Thomas schnaubt. »Ich nehme an, du willst einen Bericht über Samstagnacht?«

»Ganz genau. Einen vollständigen, wenn ich bitten darf.«

»Hm... Ach. Wo soll ich denn anfangen?«

»Bei dem Moment, in dem Konrad dich entführt hat?«, schlage ich vor.

Die Antwort ist ein Lachen. Ein ziemlich glückliches Lachen, wenn mich nicht alles täuscht. Nicht gut.

»Ich hätte nicht gedacht, dass ich ihn je wiedersehe. Er geht nicht so gerne aus, weißt du, und schon gar nicht in solche Clubs.«

»Kann ich mir vorstellen«, erwidere ich. Tatsächlich denke ich, dass Konrads liebste Beschäftigung an einem Samstagabend ein Brettspiel mit Freunden oder, wenn es mal etwas wilder sein darf, ein frivoles Puzzle mit seinem festen Freund ist. Dann geht man früh schlafen und am Sonntag gemeinsam in den Zoo. Bei dem bloßen Gedanken kräuseln sich mir die Zehennägel.

»Aber er war da und...«

Thomas zögert und vor meinem inneren Auge sehe ich direkt, wie er verträumt mit dem Ladekabel seines Handys – dessen Akku notorisch leer ist – spielt. Ach je.

»Weißt du, ich habe immer geglaubt, wenn ich ihn wiedersehe, dann ist mir das egal und ich kann höflich mit ihm umgehen oder, ich weiß nicht, mir vor seinen Augen wen anderen aufreißen oder so. Aber als ich ihn gesehen habe, war plötzlich alles wieder da. Oder alles wieder weg. Also die ganze Streiterei und das Drama. Ich habe mich daran erinnert, wie schön es mit ihm war. Wie nah wir uns waren.«

»Mhm«, mache ich. Mehr Antwort erwartet Thomas zum Glück auch nicht.

Ich glaube, ich brauche einen Drink. Nüchtern ertrage ich das nicht. Also stelle ich meinen Laptop beiseite, stehe auf und marschiere in die Küche. Irgendwo müsste da noch ein Whisky sein.

Thomas redet unterdessen weiter. »Jedenfalls haben wir geredet. Erst einmal gar nicht über uns. Nur über Belanglosigkeiten. Aber das war... Es war wirklich lustig. Wir sind einfach auf einer Wellenlänge. Noch immer.«

»Hmhm«, schnaufe ich, während ich die Whiskyflasche öffne und mir einschenke. Nie im Leben glaube ich, dass die beiden wirklich auf einer Wellenlänge sind. Thomas und Konrad, der – was ist er noch mal?

»Was macht Konrad eigentlich?«, frage ich aus dem Gedanken heraus.

»Er ist Lehrer. Musik und Religion.«

»Passt zu ihm.«

»Mensch, David, sei nicht so.«

»Wie bin ich denn?«

»Ich weiß genau, dass du das scheiße findest.«

»Ich weiß noch nicht, was genau *das* ist, also erzähl weiter. Habt ihr miteinander geschlafen?«

Thomas gluckst. »Nein, wir sind Mönche geworden. Zölibat ist das neue Sexy.«

Das beruhigt mich etwas. Ich hatte schon Angst, dass er mir jetzt erzählt, sie hätten die ganze Nacht geredet und erkannt, dass sie seelenverwandt sind oder ähnlich hohle Phrasen.

»War's gut?«

»Ja.«

»Und jetzt?«

»Mann, keine Ahnung! Das haben wir noch nicht besprochen. Wir haben am Sonntag ausgeschlafen und sind dann frühstücken gegangen und dann...«

Wenn er jetzt »in den Zoo« sagt, breche ich in hysterisches Gelächter aus.

»... haben wir uns verabschiedet«, sagt er stattdessen. »Und seither habe ich nichts von ihm gehört.«

»Ah. Klingt doch gut. Abschiedssex, sozusagen.«

»Hm, nein. Nein, ich denke nicht, dass das Abschiedssex war. Ich will ihn wiedersehen. Ich will... ihn zurück.«

Das Letzte sagt er ganz leise. Scheiße, es hat ihn wieder voll erwischt.

»Wie soll denn das gehen?«, frage ich. »Also, nicht, dass ich daran zweifle, dass du ihn wiederkriegst. Aber was dann? Weißt du nicht mehr, wie es war? Er hat dich wahnsinnig gemacht mit seiner Eifersucht und seiner Anhänglichkeit.«

»Ich weiß ganz genau, wie es war«, knurrt Thomas. »Aber das ändert nichts daran, dass ich ihn zurückwill. Mit ihm ist besser als ohne ihn. Und vielleicht... Also, das mit der offenen Beziehung hat für ihn nicht funktioniert. Ich denke, ich schlage ihm vor, dass wir es diesmal exklusiv versuchen.«

»Was?« Vor lauter Schreck verschlucke ich mich an meinem Whisky.

»Mensch, David«, gluckst Thomas in meinen Hustenanfall hinein. »Bitte krieg keinen Herzinfarkt deswegen!«

»Du kannst mit mir nicht solche Scherze machen.«

»Das war kein Scherz.«

»Bist du dir sicher?«

»Hm... Ja. Ja, ich bin mir sicher. Auch wenn es sich wirklich, wirklich komisch anfühlt.«

Ich brumme etwas Unverständliches als Antwort. Thomas weiß ohnehin, was ich denke. Oh Mann. Dann hat die allgemeine Verspießerung echt auch ihn ergriffen. Mein einziger Trost ist, dass es ohnehin nicht lange halten wird.

Wir schweigen uns eine Weile an. Ich wüsste nicht, was ich sagen sollte, das nicht zu einem Streit führen würde.

»So«, unterbricht Thomas die Stille schließlich. »Ich habe dir von meinem Samstag erzählt. Jetzt erzählst du von deinem.«

Ich nehme einen großen Schluck von meinem Whisky und seufze schwer.

»So schlecht?«, fragt Thomas belustigt und etwas sensationsgeil. Er liebt die Geschichten von meinen manchmal etwas schrägen Aufrissen. Nun, damit kann ich heute nicht dienen. Obwohl dieser Aufriss letztlich dann doch ziemlich schräg war...

»Nein, es war nicht schlecht. Eigentlich sogar echt gut.«

»Details! Wie sieht er aus?«

»Gut«, brumme ich. Viel zu gut. »Blonde Haare, grüne Augen. Sportlich. Etwas kleiner als ich. Und jünger. Aber nicht so jung. Denke ich. Keine Ahnung. Schwer einzuschätzen.«

Thomas lacht auf.

»Wieso brabbelst du so, Schatz? Was war der Haken an der Sache? Hat er einen krummen Schwanz?«

Thomas kichert über seinen billigen Kalauer, ich hingegen verdrehe nur die Augen. »An seinem Schwanz ist nichts auszusetzen.«

»Aber?«

»Kein Aber.«

»Schatz! Ich weiß, dass da was ist! Lass dir nicht alles so aus der Nase ziehen.«

Mit einem letzten großen Schluck trinke ich meinen Whisky aus. Ich hatte gehofft, dass ich es ihm nicht erzählen muss. Aber wie es aussieht, komme ich nicht darum herum. »Er ist mein Student.«

»Was?«

»Er studiert hier Archäologie. Am Mittwoch war er in meiner Lehrveranstaltung.«

»Fuck!«

»Ja.«

»Wusstest du das?«

»Natürlich nicht! Dann hätte ich ihn doch nicht mit zu dir genommen.«

»Wie hat er reagiert, als er dich wiedergesehen hat?«

»Gar nicht. Also, ich denke, er war erstaunt, dass ich kein Pilot bin«, brumme ich und Thomas lacht. »Aber er hat sich nichts anmerken lassen. Nach der Lehrveranstaltung ist er sofort abgehauen.«

»Und jetzt?«

»Versuchen wir es exklusiv miteinander«, erwidere ich zynisch. Das kann ich mir einfach nicht verkneifen.

Thomas bekommt einen ziemlichen Lachanfall. Als er sich wieder beruhigt hat, fragt er: »Aber ernsthaft: Hast du mit ihm geredet?«

»Nein. Wahrscheinlich bricht er die Lehrveranstaltung ohnehin ab.«

»Wenn nicht, wirst du mit ihm reden müssen.«

»Wozu soll das gut sein?«

»Das ist doch eine beschissene Situation.«

»Aber sie wird nicht besser, wenn wir drüber reden.«

»David, du kannst das nicht so stehen lassen. Tu wenigstens so, als wärst du erwachsen.«

»Du klingst wie Konrad.«

Thomas seufzt genervt. »Du kennst Konrad doch gar nicht. Und du weißt, dass ich recht habe. Das Thema zu ignorieren, macht einfach keinen Sinn.«

»Was soll es bringen, darüber zu sprechen? Es ist doch ohnehin klar, dass wir am besten so weitermachen, wie es heute gelaufen ist.«

»Ist es das?«

»Ja, natürlich.«

»Und was, wenn er das anders sieht?«

»Wieso sollte er?«

»Vielleicht will er ja ein klärendes Gespräch.«

»Dann soll er darum bitten.«

»In der Situation bist aber eindeutig du am längeren Hebel. Du musst auf ihn zugehen. Du hast ihn angelogen, du hast ihn abgeschleppt und jetzt bist du sein Dozent.«

»Danke für die Zusammenfassung«, knurre ich.

»Schaff klare Fronten, David«, erwidert Thomas erstaunlich gelassen.

Bevor er sich für Konrad, Moral und Monogamie entschieden hat, mochte ich ihn echt lieber.

Der Rest der Woche verläuft unspektakulär. Ich knie mich in meine Arbeit und schaffe es, den Aufsatz mit nur minimaler Verspätung fertigzustellen. Er ist brillant, also sollte das kein Problem sein. Danach stürze ich mich auf die überfällige Auswertung

meiner neuesten Daten. Das unterbreche ich nur am Sonntag für eine Mountainbiketour mit Manuel, einem Kumpel, den ich aus dem Fitnessstudio kenne. Er stammt aus Argentinien, ist Physiker und arbeitet auch hier an der Uni. Ein unterhaltsamer Typ, für jeden Spaß zu haben. Mit ihm ist es jedenfalls nie langweilig. Er ist eine Hete, aber dafür kann er ja nichts.

Leider habe ich trotz des vollen Programms genug Zeit, über das Sven-Problem nachzudenken. Auch wenn ich es wirklich am liebsten ignorieren würde, fürchte ich, Thomas hat recht. Ich werde mit Sven sprechen müssen, wenn er meine Lehrveranstaltung weiter besuchen will. Von mir aus kann er das. Nachdem wir »die Fronten geklärt« haben, sollte wieder alles passen und wir können das Thema abhaken.

Ich muss ihm nur klarmachen, dass es kein Problem für mich ist, sein Dozent zu sein und ihn objektiv zu beurteilen. Und dass nichts zwischen uns passieren wird. Nicht, dass er sich noch etwas einbildet. Man hört immer wieder von Studierenden, die ihren Dozenten nachstellen. Beiderlei Geschlechts jeweils, im Übrigen.

Allerdings brauche ich einen Vorwand, um ihn zu mir zu bitten. Ich werde ihn schließlich nicht vor sämtlichen Studierenden auffordern, länger zu bleiben, damit ich mit ihm sprechen kann. Und ich werde ihm auch keine Mail schicken, obwohl ich seine Adresse jetzt habe. Erstens wirkt das verzweifelt und zweitens will ich nicht, dass er etwas Schriftliches in der Hand hat. Also beschließe ich, alle Studierenden zu zwingen, ihre Referate mit mir zu besprechen, bevor sie sie halten. Normalerweise mache ich so etwas nicht. Meine Lehrveranstaltung wird jetzt pädagogisch noch wertvoller. Weil ich was mit meinem Studenten hatte.

Scheiße, was für eine Ironie.

Wider Erwarten sitzt Sven tatsächlich in der zweiten Einheit meiner Lehrveranstaltung. Er begrüßt mich, als ich eintrete, sogar mit einem leichten Lächeln und einem kleinen Zucken seiner Augenbrauen. Ich ignoriere das.

Ich hatte wirklich erwartet, dass er den Kurs abbricht. Andererseits ist die Auswahl an Kursen nicht groß – und meiner ist mit Abstand der spannendste. Wohl oder übel eröffne ich den Studierenden also gleich zu Beginn, dass sie in der Woche, bevor sie ihr Referat halten, zu mir in die Sprechstunde kommen sollen. Sven ist praktischerweise der erste Referent, das habe ich heute Morgen noch überprüft. Dann kann ich dieses leidige Gespräch noch heute hinter mich bringen.

Die Einheit läuft, wie schon die letzte, trotz der Umstände gut. Es liegt mir einfach, zu unterrichten, und ich merke, dass ich die Studierenden mitreiße.

Direkt nach der Lehrveranstaltung findet meine Sprechstunde statt. Zum Glück verlässt Doris dafür immer das Büro. Fünf Minuten nach Beginn der Sprechstunde klopft es an der Tür.

»Herein!«, rufe ich.

Sofort öffnet sich die Tür und Sven tritt ein.

»Komm rein«, sage ich. Ich duze ihn, alles andere wäre einfach nur lächerlich. »Du kannst die Tür offen lassen, wenn dir das lieber ist.«

»Geht schon«, meint Sven und schließt die Tür hinter sich. »Du wirst ja nicht gleich über mich herfallen.«

Er sieht mich an und grinst. Der Anblick fährt mir sofort in den Schritt. Das ist der gleiche Blick wie am Samstag, bevor er sich ausgezogen hat. Wenn er mich so ansieht, bin ich *tatsächlich* in Versuchung, gleich über ihn herzufallen.

Ich reagiere nicht und der Moment geht vorüber.

Bin ich echt schon so notgeil? Mein letztes Mal war mit ihm. Ich sollte dieses Wochenende dringend ausgehen und mir wen aufreißen. Wenn diese Stadt nur nicht so ein Kaff wäre! Ah, nein, das geht ja gar nicht, dieses Wochenende kommt meine Schwester zu Besuch. Dann wird das nichts mit einem Aufriss. Oh Mann, ich sollte echt nicht an Sex denken, wenn ich mit Sven reden muss.

Ich rücke meine Brille zurecht und deute auf den Stuhl, der für Sprechstunden neben meinem Schreibtisch steht.

»Setz dich.«

Sven tut, wie ihm geheißen, und sieht mich fragend an. Ich bemühe mich um eine neutrale Miene und ein professionelles Auftreten.

»Du hast also das erste Referat.«

Sven nickt und ich schiebe automatisch noch mal meine Brille zurecht. Möglichst sachlich und distanziert erkläre ich ihm dann, wie ich mir das Referat vorstelle und was ich von ihm erwarte. Er soll begreifen, dass dies das einzige Thema ist, worüber wir in Zukunft sprechen werden und dass dies die einzige Art ist, auf die wir zukünftig Gespräche führen werden. Ich der Dozent, er der Student, und den Rest vergessen wir.

Sven hört aufmerksam zu und macht sich ein paar Notizen. Streber.

»Alles klar so weit?«, frage ich, nachdem ich mit meinem Sermon fertig bin.

»Ja«, bestätigt Sven.

Ich lehne mich zurück und taxiere ihn abwägend.

»Ich hoffe, die Art, wie wir uns kennengelernt haben, beeinträchtigt deine Leistungen in der Lehrveranstaltung nicht«, sage ich auf die gleiche nüchterne, kühle Art, auf die ich ihm zuvor meine Anforderungen an sein Referat erklärt habe.

Sven blinzelt irritiert, dann schüttelt er den Kopf. »Natürlich nicht.«

»Gut. Dann verspreche ich dir, dass es auch nicht beeinflusst, wie ich dich beurteilen werde. Ich behandle dich wie alle anderen auch.«

»Hm, ja, danke.«

»Und ich erwarte von dir, dass du dich benimmst wie alle anderen auch.«

»Hatte nichts anderes vor«, erwidert er und sieht mir fest in die Augen. Vielleicht bilde ich es mir ein, aber ich meine, ein bockiges Funkeln in seinem Blick zu sehen. Darauf gehe ich aber nicht weiter ein.

»Gut. Dann verstehen wir uns ja.«

»Ja, klar.«

Ich nicke noch einmal, fühle mich sehr souverän und schiebe meine Brille zurecht.

»Hast du noch Fragen?«, erkundige ich mich dann, weil sich das am Schluss der Sprechstunde nun einmal so gehört.

»Nein«, erwidert Sven.

»Dann wäre das alles«, erkläre ich.

»Okay«, brummt Sven, räumt sein Notizbuch in seinen Rucksack und steht auf.

Ich wende mich unterdessen meinem Computer zu und rufe meine Mails auf. Sieben neue Nachrichten. Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass Sven noch vor meinem Tisch steht und mich ansieht. Wortlos. Den Rauswurf letzten Samstag hat er irgendwie besser verstanden.

»Tschüss«, sage ich deswegen, ohne mich noch mal zu ihm zu drehen.

Von Sven kommt noch ein leises »Tschüss«, dann verlässt er endlich mein Büro und schließt die Tür hinter sich.

Kaum ist er weg, lehne ich mich in meinem Stuhl zurück, fahre mit beiden Händen durch meine Haare und atme tief aus. Ich merke erst jetzt, wie angespannt ich war. Gut, dass ich das hinter mir habe.

Kapitel 4

Am Freitagabend stehe ich am Bahnhof und warte. Angeblich soll Miris Zug pünktlich ankommen. Noch wage ich nicht, an dieses Wunder zu glauben. Doch tatsächlich: Der Zug aus Frankfurt hat keine Verspätung. Und er spuckt unendlich viele Menschen aus. Suchend sehe ich mich um, kann Miri aber nicht entdecken.

Plötzlich legen sich von hinten zwei Hände auf meine Augen und eine eindeutig verstellte Stimme krächzt: »Wer bin ich?«

»Angela Merkel!«, rufe ich sofort.

Die Hände lösen sich von meinem Gesicht und ich drehe mich zu Miri um. Man sieht, dass wir Geschwister sind. Miri hat die gleichen blaugrauen Augen wie ich, die mich jetzt belustigt anstrahlen. Wir haben ähnliche Gesichtszüge und wenn sie sie nicht seit Jahren blond färben würde, wären ihre Haare so hellbraun wie meine.

»Angela Merkel?«, prustet Miri.

Ich lache und umarme Miri fest. Ich liebe meine Schwester, auch wenn unser Verhältnis in letzter Zeit manchmal etwas angespannt ist. Früher war Miri wild und frei. Sie war nach der Schule ein Jahr in Australien, während des Studiums hatte sie Auslandsaufenthalte in San Francisco und Oslo. Sie hatte Affären mit Männern und Frauen, war oft verliebt und trotzdem immer ungebunden.

Seit sie jedoch mit diesem Kerl zusammen ist, hat sie sich verändert. Er heißt Oskar, ist Mitte vierzig und Miri meint, er ist distinguiert. Ich meine, er ist aalglatt. Miri liebt ihn. Und sie passt sich ihm an. Einen Job in Singapur hat sie seinetwegen abgelehnt. Sie verbringt fast nur noch Zeit mit ihm und mit Dingen, die ihm gefallen. Er wandert, also tut sie das auch. Er trinkt nur Rotwein, also tut sie das auch. Er geht früh schlafen, also tut sie das auch. Früher war sie eine Bier trinkende Nachteule, die keine zehn Pferde auf einen Berg bekommen hätten. Alles in ihrem Leben dreht sich nur noch um Oskar.

Umso mehr freut es mich, dass sie heute allein gekommen ist. Ein Wochenende nur sie und ich, ohne Oskar. Fast wie früher, als wir während des Studiums in einer WG gewohnt haben. Und genau wie früher bestellen wir auch heute, nachdem wir bei mir angekommen sind, Pizza und überbrücken die Wartezeit mit Cocktails.

Wenn wir zusammen sind, quasseln wir eigentlich ununterbrochen. Miri redet fast so viel wie ich. Sie sprudelt immer nur so über vor Geschichten und Anekdoten. Bis sie mich auf den neuesten Stand gebracht hat, was ihren Job – Miri hat Biochemie studiert und arbeitet in einem Pharmaunternehmen in Frankfurt –, ihren nervigen Chef und die kuriosen Kollegen anbelangt, und ich ihr erzählt habe, was sich bei mir auf der Arbeit so tut – abgesehen von Sven –, haben wir die Pizza schon aufgegessen. Drinks gibt es natürlich immer noch reichlich. Damit übersiedeln wir dann auch aufs Sofa.

Dort angekommen, sieht Miri zum wiederholten Mal an diesem Abend auf ihr Handy und verzieht enttäuscht das Gesicht.

»Was ist denn?«, frage ich.

»Ach, nichts«, antwortet sie. »Ich habe Oskar nur vorhin im Zug geschrieben und ihm ein erfolgreiches Wochenende gewünscht. Er hat die Nachricht gelesen, aber er antwortet nicht.«

»Was macht er denn dieses Wochenende?«

»Er muss auf so ein dämliches gruppenbildendes Seminar mit seinen Kollegen.«

»Klingt ja ätzend.«

»Extrem. Trotzdem kann er mir doch schnell antworten«, mault sie.

»Absolut«, stimme ich zu, weil ich weiß, dass sie jetzt Zustimmung braucht – auch wenn ich mir denke, dass der gute Oskar ihr vermutlich einfach nur nicht antworten will und es deswegen auch nicht tut. Den Kommentar verkneife ich mir jedoch, weil Miri immer sofort in die Luft geht, wenn ich Kritik an Oskar äußere.

Miri nimmt einen großen Schluck von ihrem Cocktail, dann stellt sie das Glas ab, lässt sich seitlich gegen mich sinken und legt den Kopf auf meine Schulter.

»In letzter Zeit ist Oskar so komisch«, sagt sie und seufzt.

»Aha?«

»Ja, er wirkt irgendwie zerstreut. Ich glaube, er hat ein Problem, aber er redet nicht mit mir darüber. So wie ganz am Anfang, als wir zusammengekommen sind. Weißt du noch?«

Ich nicke. Ich erinnere mich. Das war damals schon wahnsinnig kompliziert mit den beiden. Oskar war zwar offenkundig scharf auf Miri – kein Wunder, sie ist wirklich hübsch (und das sage ich nicht nur, weil sie mir so ähnlich sieht) und wesentlich jünger als er.

Dennoch war er immer ziemlich unnahbar und geheimniskrämerisch. Ich dachte, das hätten die beiden inzwischen im Griff. Schließlich sind sie schon zwei Jahre zusammen.

»Dabei sollte er doch wissen, dass ich im helfen kann… Ich sehe doch, dass es ihm nicht gut geht. Aber er will nicht darüber reden. Er schließt mich aus. Letztens habe ich versucht, ihn zur Rede zu stellen. Ich habe ihm gesagt, dass ich das so nicht kann, dass er sich mir öffnen muss, dass ich ein Teil seines Lebens bin. Dass er mehr Zeit für mich haben muss. Wir sehen uns ja nur so wenig. Er ist dann völlig ausgerastet und hat gemeint, ich bevormunde ihn und ich wäre so fordernd. Keine Ahnung, vielleicht war es auch das Koks, er ist dann immer so...«

»Das Koks?« Ich brülle fast. »Der Wichser kokst?«

Miri schnaubt und sieht mich zynisch an.

»Wer von uns noch nie härtere Drogen als Gras genommen hat, hebe die Hand«, sagt sie und hebt ihre Hand. Ich lasse meine wohl oder übel gesenkt und sehe Miri finster an.

»Wer seine Hand nicht oben hat, unterlasse jegliche moralische Wertung«, fährt Miri fort.

»Ich habe aber nie regelmäßig gekokst«, knurre ich. Habe ich wirklich nicht. Ich hatte mit Anfang Zwanzig eine Phase, in der

ich beim Ausgehen Einiges ausprobiert habe, bin aber zum Glück an nichts hängen geblieben.

»Du hast ja auch nicht so einen stressigen Job.«

Oskar ist Investmentbanker. Einer von der üblen Sorte. Ein wandelndes Klischee von einem Banker.

»Das ist doch kein Grund!«, beharre ich.

»Nein, natürlich nicht«, gibt sie mir recht und ich bin ehrlich erleichtert. »Ich finde es ja auch scheiße, dass er kokst. Es ist ja aber nicht so oft… Und ich kann ihn doch nicht deswegen verlassen.«

»Und wie du das kannst. Mir fallen auch noch tausend andere Gründe ein.«

Miri verdreht die Augen. »Du hast einfach keine Ahnung, was es heißt, eine Beziehung zu führen und zueinander zu stehen. Da muss man manchmal auch Kompromisse eingehen.«

»Du hast recht, ich habe wirklich keine Ahnung, was es heißt, auf einmal so scheiße dämlich zu sein!«

»Sag mal, spinnst du?« Jetzt ist es Miri, die schreit.

»Ist doch wahr! Wie kannst du diesen Arsch entschuldigen?!«

»Ich liebe diesen Arsch!«

»Du lässt dich von ihm behandeln wie der letzte Dreck!«

»Das ist doch überhaupt nicht wahr!«

»Natürlich ist das wahr! Er ist ein psychotischer Mistkerl und du lässt dir alles gefallen!« Inzwischen schreien wir beide.

»Du bist immer so überheblich und rechthaberisch!«

»Und du bist völlig verblendet, seit du mit dem zusammen bist!«

»Wie gesagt, wer noch nie eine Beziehung hatte, sollte vielleicht einfach mal die Klappe halten!«

Wir funkeln uns an wie zwei Boxer, kurz bevor sie aufeinander losgehen. Zum Glück sind die Zeiten, in denen wir uns tatsächlich gekloppt haben, schon lange vorbei. Miri ist mir körperlich zwar unterlegen, kämpft aber mit unfairen Mitteln. Ich habe am Unterarm eine Narbe von einer Bisswunde, die sie mir mal zugefügt hat. Zugegeben, ich hatte es verdient.

Es vergeht bestimmt mehr als eine Minute, in der wir nichts sagen und uns nur zornig anstarren. Ich bin so stinksauer, dass ich richtig – und jenseits jeder Metaphorik – spüre, wie der Zorn mir den Hals abschnürt. Wie kann sie sich nur so behandeln lassen? Wie kann sie diesen Kerl entschuldigen? Und wie kann sie es wagen, mir vorzuwerfen, ich wäre überheblich und rechthaberisch? Ich mache mir Sorgen um sie, verdammte Scheiße!

Gerade weil ich so wütend bin, macht eine Konfrontation keinen Sinn. Ich würde nur Sachen sagen, die ich nicht zurücknehmen kann, und Miri auch. Also stehe ich schließlich auf und gehe wortlos ins Bad. Ich werfe meinem Spiegelbild einen finsteren Blick zu, dann putze ich mir die Zähne, bis das Zahnfleisch blutet. Im Kopf höre ich immer noch Miris Worte.

Als ich im Bad fertig bin, hole ich noch das Gästebettzeug aus meinem Schlafzimmer und werfe es im Wohnzimmer aufs Sofa. Miri sehe ich dabei nicht an. Ich weiß auch so, dass sie noch genauso kocht vor Wut wie ich. Also verziehe ich mich ins Schlafzimmer und knalle die Tür hinter mir zu.

Kaum liege ich im Bett, tun mir meine Worte auch schon wieder leid – auch wenn ich, ganz ehrlich, wirklich recht habe. Miri benimmt sich, als hätte man ihr operativ das Hirn entfernt. Aber beschimpfen hätte ich sie deswegen nicht müssen.

Ich schlafe nicht gut diese Nacht. Als ich morgens zerknautscht aufwache, will ich nichts mehr, als mich mit Miri zu versöhnen. Ich hasse es, wenn wir streiten. Da besucht sie mich einmal ohne ihren Kerl und dann das. Ich beschließe, als Friedensangebot Frühstück zu machen, also ziehe ich mich schnell an und gehe dann frische Brötchen holen. Zurück in der Wohnung lässt es sich nicht vermeiden, Miri zu wecken. Schließlich schläft sie auf dem Sofa und ich habe eine offene Küche.

Miri wacht auf, als ich die Kaffeemaschine einschalte. Eine Weile wälzt sie sich noch hin und her, dann steht sie auf und tappst ins Bad. Sie sieht ähnlich verquollen aus wie ich, hat also wohl auch

nicht gut geschlafen. Das könnte natürlich daran liegen, dass mein Sofa nicht unendlich bequem oder dass mein Kühlschrank bisweilen recht laut ist, aber das glaube ich nicht. Miri streitet so ungern mit mir wie ich mit ihr.

Während Miri duscht, koche ich Eier und decke den Tisch. Ich habe gestern ziemlich viel eingekauft – wenn ich schon einmal Besuch von meiner Schwester habe, will ich ihr schließlich auch etwas bieten.

Miri braucht eine Weile im Bad – das liegt wohl in der Familie. Also nehme ich mir in der Zwischenzeit einen Kaffee und checke am Handy meine Mails. Mit nassen Haaren und im Morgenmantel – welcher Mensch nimmt bitte einen Morgenmantel mit, wenn er übers Wochenende wegfährt? – kommt Miri schließlich zurück ins Wohnzimmer und setzt sich zu mir an den Esstisch.

»Kaffee?«, frage ich.

»Natürlich.«

Ich schenke Miri ein und schiebe ihr dann den Brotkorb zu.

»Bedien dich.«

»Danke.«

Miri nimmt sich ein Croissant und zerfetzt es in kleine Teile, ohne etwas davon zu essen. Dann sieht sie von unten zu mir auf.

»Wieder gut?«, fragt sie ein bisschen unsicher.

»Natürlich«, erwidere ich.

Miri lächelt, dann greift sie nach der Marmelade und verteilt etwas davon auf ihren Croissant-Fetzen, um die dann endlich zu essen. Das ist das Gute daran, Geschwister zu sein: Man braucht keine großen Worte, um Streitereien beiseitezulegen.

Das Frühstück läuft noch etwas verkrampft, weil wir uns bemühen, das Thema Oskar großflächig zu umschiffen. Ein paarmal ertappe ich Miri dabei, wie sie ihr Handy checkt und verärgert das Gesicht verzieht. Offenbar meldet Oskar sich immer noch nicht. Ich verkneife mir einen Kommentar, auch wenn es mir schwerfällt.

Spätestens, als wir nach dem Frühstück darüber diskutieren, was wir heute machen wollen, ist alles wieder normal zwischen uns. Miri ist nach Stadtbummel und ich habe nichts dagegen, verweigere aber eine ausgedehnte Shoppingtour. Einkaufen ist hier qualvoll, weil es nur zwei Zielgruppen zu geben scheint: Ökos und Spießer. Ich bin beides nicht. Miri auch nicht, aber sooft sie mich schon besucht hat, sie lernt es einfach nicht.

Wir einigen uns darauf, durch die Stadt zu spazieren und dann noch auf dem Markt frisches Gemüse zu holen. Miri wünscht, heute von mir bekocht zu werden, und dafür bin ich immer zu haben – sie selbst ist in der Küche absolut unfähig und schafft es sogar, Nudeln mit Tomatensoße zu versauen.

Diese Stadt ist eigentlich ein Dorf. Ständig trifft man Leute, die man kennt. In einem großen Laden für Einrichtungsbedarf und Dekoartikel, in den Miri mich jedes Mal schleift, um dann stundenlang dortzubleiben und über jeden einzelnen Bilderrahmen in Entzücken auszubrechen, treffen wir auf eine ehemalige Studienkollegin von ihr, die inzwischen auch hier wohnt.

Wie Miri mich, hat Barbara ihren Mann in den Laden mitgeschleppt. Er heißt Justus und so sieht er auch aus. Groß, hager und schlaksig, mit ausgeprägten Geheimratsecken und miserablem Modegeschmack. Er trägt eine beige Hose, ein beiges Hemd und darüber einen kakifarbenen Pullunder. Abgesehen von seinem schrecklichen Geschmack und seiner fast schon klischeehaften Leidenschaft für Modelleisenbahnen, ist er ein netter Kerl. Langweilig, aber nett. Er ist ruhig und ein bisschen schüchtern, das exakte Gegenteil der quirligen und burschikosen Barbara. Auch äußerlich haben sie wenig gemeinsam, Barbara ist klein und nicht gerade schlank.

»Wollen wir heute Abend nicht zusammen etwas unternehmen?«, fragt Miri, nachdem sie und Barbara sich ausführlich und lautstark begrüßt haben. »Wir sehen uns doch so selten!«

»Unbedingt! Lasst uns etwas trinken gehen! Ich würde euch davor ja zu uns nach Hause einladen, du kennst unser Haus noch gar nicht. Aber es ist nicht gerade ums Eck.«

»Wie wäre es, wenn ihr zu mir kommt?«, schalte ich mich ein. »Ich koche eine Kleinigkeit und dann schauen wir, wohin der Abend uns noch führt.«

»Wir können uns doch nicht einfach so bei dir einladen«, meint Justus, höflich wie er ist.

»Ich habe euch eingeladen«, entgegne ich. »Und kochen würde ich sowieso.«

»Wenn David kocht, reicht das ohnehin immer für zehn«, ergänzt Miri. Sie übertreibt maßlos. »Ich finde das eine tolle Idee. Ihr kommt zu David und dann gehen wir noch aus. Um sieben?«

Barbara und Justus stimmen zu und ich gebe ihnen meine Adresse. Wir machen noch ein bisschen Small Talk, dann schaffe ich es endlich, Miri aus dem Laden zu schleppen. Ich habe es jetzt eilig, auf den Markt zu kommen. Schließlich brauche ich noch Zeit, um zu kochen.

Die Begegnung mit Barbara und Justus bleibt an diesem Tag nicht unsere einzige mit Bekannten. Kaum haben wir den Markt erreicht, läuft uns ausgerechnet Sven über den Weg. So verwunderlich ist das nicht, am Samstag ist hier gefühlt die ganze Stadt. Trotzdem finde ich es wirklich lästig.

Neben Sven geht eine junge Frau, die mir einen finsteren Blick zuwirft. Ich brauche einen Moment, bis ich Irina ohne all das Make-up erkenne. Was macht die denn jetzt auch noch hier? Langsam kriege ich echt Verfolgungswahn. Gibt es ein geheimes Wurmloch zwischen hier und Köln, von dessen Existenz ich noch nichts weiß?

Sven stockt einen Moment und sieht mich abwartend an. Keine Ahnung, was er sich erhofft. Ich werde ihn wohl kaum ansprechen, nur weil wir uns außerhalb der Uni treffen. Ich nicke ihm nur zum Gruß zu, dann gehe ich weiter. Miri folgt mir, doch aus dem Augenwinkel sehe ich, dass sie Sven angetan nachsieht.

Kein Wunder. Wir haben einen ähnlichen Männergeschmack. Zu ähnlich. Vor Oskar stand sie immer auf die schwulen Jungs. Sie hat sogar mal ein Auge auf Thomas geworfen. Vielleicht ist Oskar ja auch heimlich schwul und all seine Gestörtheit resultiert aus seiner unterdrückten Sexualität.

»Der ist aber scharf«, meint Miri dann auch prompt. »Woher kennst du den?«

»Du solltest dein Gaydar wirklich mal zur Wartung geben. Das Ding ist defekt.«

Miri lacht. »Wirklich, er ist schwul? Immer dasselbe.«

Ich nicke und würde jetzt wirklich gerne über etwas anderes sprechen. Also marschiere ich auf einen Gemüsestand zu und frage Miri, was sie will. Sie zuckt nur mit den Schultern – und will das Thema offensichtlich noch nicht wechseln.

»Also, woher kennt ihr euch?«

»Er ist mein Student.«

»Und wieso weißt du dann, dass er schwul ist?«

»*Mein* Gaydar funktioniert eben ausgezeichnet.«

»Hattest du was mit ihm?«

»Mann, Miri!«

»War doch nur 'ne Frage.«

Die ich nicht beantworten will. Ich lüge Miri nicht gerne an, will aber gerade wirklich nicht über Sven reden. Schlimm genug, dass Thomas es weiß. Also ignoriere ich Miri und verlange Salat, Kartoffeln, Karotten, Sellerie, Zwiebeln und Knoblauch. Ich denke, ich mache heute ein Schmorgericht. Der Frühling macht momentan Pause. Es ist ziemlich kühl und bewölkt, vielleicht regnet es später noch. Das ist das richtige Essen für solches Wetter. Wenn es warm wird, machen Schmorgerichte keinen Spaß mehr.

Blöderweise hat Miri Lunte gerochen und legt, nachdem ich gezahlt habe, sofort wieder los.

»Da ist doch was mit dir und dem. Zumindest er steht auf dich.«

»Was tut er?!«

»Er steht auf dich.«

»Wie kommst du auf den Schwachsinn?«

»Er sieht ständig zu dir rüber. Seine Freundin scheint dich aber nicht zu mögen. Die schaut ziemlich fies.«

Automatisch blicke ich auf und suche Sven, entdecke ihn aber nirgends. Samstags ist der Markt immer überfüllt. Dafür sehe ich Miris triumphierendes Gesicht.

»Ha! Und du stehst auf ihn.«

»Spinnst du? Nur weil ich hinschaue, wenn du sagst, er starrt mich an? Da müsste ich ja auf jeden stehen.«

»Nein. Wegen des Ausdrucks, mit dem du dich nach ihm umsiehst. Obwohl der nicht gerade sexy ist. Du siehst eher aus, als müsstest du dringend aufs Klo.«

»Das bildest du dir nur ein«, knurre ich.

Miri wackelt wissend und ein bisschen zweideutig mit den Augenbrauen, woraufhin ich die Augen verdrehe. Anstatt sie in ihre Schranken zu weisen, stachelt das Miri nur noch weiter an. Sie hakt sich bei mir unter und tätschelt mir den Unterarm.

»Du weißt, du kannst mir alles erzählen, Bruderherz«, flötet sie.

»Na gut«, sage ich gedehnt. »Also, pass auf...« Ich mache eine kleine Spannungspause, ehe ich fortfahre. »Heute gibt es einen Schmortopf. Mit Lamm vielleicht. Es mögen zwar nicht alle Lamm, aber ich mag Lamm und du auch und das ist das Wichtigste. Wenn Barbara und Justus ein Problem damit haben, müssen sie eben die Beilagen essen. Wir müssen also als Nächstes zum Fleischer. Ich denke, ich mache das Ganze eher orientalisch. Dann brauchen wir noch Gewürze und Datteln, vielleicht auch Dörrpflaumen. Oder Aprikosen. Und Couscous statt der Kartoffeln, das passt besser. Die Karotten brauchen wir dann vielleicht doch nicht, aber die kann ich ja für etwas anderes verwenden. Für eine Suppe am besten. Ein Dessert wäre noch gut. Etwas mit karamellisierten Feigen würde gut passen. Aber Feigen haben jetzt keine Saison.«

»Du sollst mir nicht erzählen, was wir essen, sondern was zwischen dir und diesem heißen Typen ist. Wieso starrt er dich so an? Und wieso redest du nicht mit ihm? Du redest doch sonst mit *allen*.«

»Schau, dort ist der Fleischstand.«

»David, du weichst aus.«

»Miri, du nervst.«

Miri lacht auf und schlägt mir nicht gerade sanft gegen die Brust. »Du sollst mich nicht immer so nennen, das weißt du doch. Dann fühle ich mich wie eine Zwölfjährige mit Zöpfen und Zahnspange. Ich heiße Miriam.«

»Für mich wirst du immer eine Zwölfjährige mit Zöpfen und Zahnspange bleiben, Mirilein.«

Miri schlägt noch einmal lachend zu, dann sind wir am Fleischstand angekommen und sie lässt mich erst einmal vom Haken.

Zum Glück verschont sie mich auch, nachdem ich das Lamm erstanden habe, mit weiteren Fragen. Sie lässt sich stattdessen von mir kreuz und quer über den Markt schleifen, während ich mich spontan zu den weiteren Gängen meines Menüs inspirieren lasse, und wirft nur ab und zu ein, was ihr besonders gut und was ihr so gar nicht schmeckt. Anschließend müssen wir noch zum Supermarkt, weil der Markt zwar viel, aber nicht alles hat.

Vollbepackt und mit hängenden Zungen kommen wir schließlich in meiner Wohnung an. Nachdem alles verstaut ist und wir uns die Hände gewaschen haben – da bin ich pingelig –, kommandiere ich Miri zum Gemüseschnippeln ab. Das kann sie immerhin, auch wenn sie sonst in der Küche völlig unfähig ist. In der Zeit, in der wir noch eine WG hatten, haben wir diese Zusammenarbeit perfektioniert und sie lässt sich brav von mir herumkommandieren.

Ich beginne mit dem Lammschmortopf, weil der am längsten braucht. Unterdessen schneidet Miri zunächst unter Tränen Zwiebeln – was natürlich noch schlimmer wird, als sie sich mit der Hand, in der sie die Zwiebeln gehalten hat, über die Augen fährt. Völlig unfähig in der Küche, ich sage es ja. Ich kann mir ein hämisches Lachen nicht verkneifen.

»Als ob dir das nicht passieren würde!«, motzt Miri prompt.

»Ich weine nie.«

»Ja, klar. Und was war das damals, als Layne Staley gestorben ist?«

»Ich war ein Teenager, meine Hormone waren durcheinander, das zählt nicht.«

»Du hast geheult wie ein Schlosshund!«

»Das war ja auch wirklich traurig!«

»Siehst du. Sag ich doch.«

»Halt die Klappe und schneid die Tomaten.«

Miri salutiert lachend und widmet sich den Tomaten, während ich das Lamm in einer Mischung aus Olivenöl, Chili, Ingwer und allen Gewürzen mariniere, die ich finden konnte und auf die ich Lust hatte. Dann erhitze ich Öl in einer Kasserolle und brate das Fleisch von beiden Seiten scharf an. Sofort erfüllt ein intensiver Duft meine Küche.

»Oh Gott, ich kriege Hunger!«, meint Miri prompt.

»Da wirst du dich noch eine Weile gedulden müssen. Mach inzwischen doch mal den Dreck da weg. Husch, husch!«

»Husch, husch dich selber, du Spinner.«

Miri wirft lachend ein Geschirrtuch nach mir – zum Glück nicht das Messer, das sie in der anderen Hand hat –, macht sich dann aber doch, wie von mir geheißen, ans Aufräumen und Putzen.

Das Fleisch ist inzwischen so weit angebraten, also nehme ich es aus der Kasserolle heraus und lege es beiseite. Dann dünste ich die Zwiebeln an und beobachte, wie sie langsam anschwitzen. Ich liebe das. Es brutzelt vor sich hin und riecht so gut. Nach ein paar Minuten gebe ich die Tomaten dazu und dann wieder das Fleisch, ehe ich mit Wasser aufgieße. Noch ein paar Gewürze sowie Datteln, dann kann das Ganze in den Ofen. Bevor ich das Gericht dann serviere, werde ich noch frischen Koriander über den Eintopf streuen und ihn dann mit dem Couscous anrichten. Dazu noch ein Klecks Joghurt. Perfekt.

Als Nächstes widme ich mich der Vorbereitung der Vorspeise. Es gibt eine Karotten-Ingwer-Suppe. Also muss Miri wieder ran ans Schneidbrett, um Karotten und Sellerie zu schneiden. Zwiebeln haben wir noch, die röste ich mit dem Sellerie an, ehe die

Karotten dazukommen. Nach einiger Zeit lösche ich das Gemüse mit Weißwein ab und gieße etwas Kokosmilch sowie Gemüsebrühe darüber. Nein, die ist nicht selbst gemacht, man kann es ja auch übertreiben.

Als ich umrühre, knurrt mein Magen verdächtig. Das Frühstück ist wirklich schon lange her und in meiner Küche riecht es fantastisch.

Während die Suppe vor sich hin köchelt, widme ich mich der Vorbereitung des Desserts. Ich habe mich für einen Schokokuchen mit flüssigem Kern entschieden. Das beeindruckt die Leute immer maßlos und nach zahlreichen missglückten Experimenten zu Beginn meiner Schokokuchen-Karriere habe ich dessen Zubereitung inzwischen perfektioniert. Dazu gibt es Granatapfelkerne mit einem leicht säuerlichen Dressing, das passt zum orientalischen Touch der Hauptspeise. Den Granatapfel entkerne ich selbst und lasse Miri ihn nicht anrühren. Würde sie das machen, gäbe es eine riesige Sauerei.

Dann bereite ich noch schnell den Schokoteig vor, das ist kein Aufwand, und stelle ihn in den Kühlschrank. Anschließend widme ich mich noch mal der Suppe. Ich püriere das inzwischen weiche Gemüse und gieße es mit dem Saft der Orangen auf, die Miri brav ausgepresst hat. Dann noch Ingwer und Muskatnuss dazu, das war's.

Mit einer theatralischen Geste lege ich den Kochlöffel beiseite und wende mich Miri zu.

»Fertig!«

»Wird ja auch Zeit. Es ist zwanzig vor sieben.«

»Schon? Scheiße! Ich muss noch ins Bad!«

»Ich geh zuerst!«, ruft Miri und stürmt sofort los, so schnell kann ich gar nicht schauen. Manche Dinge werden sich nie ändern.

Ich rufe ihr noch ein paar unschöne Schimpfworte hinterher, doch Miri lacht nur und dann ist sie auch schon im Bad verschwunden. Grummelnd nutze ich die Zeit, die ich noch habe,

um meine Küche aufzuräumen und den Tisch zu decken. Miri braucht wie immer ewig im Bad. Zum Glück gehört Barbara nicht zu den pünktlichsten Menschen – Justus bestimmt schon –, deswegen habe ich dennoch genug Zeit, um mich in einen halbwegs annehmbaren Zustand zu versetzen. Okay, annehmbar ist untertrieben. Ich sehe gut aus, wie immer. Nur die Frisur hätte etwas mehr Zuwendung vertragen können, aber das Klingeln reißt mich aus meiner Routine.

Es wird ein lustiger Abend. Miri, Barbara und Justus sind angemessen begeistert von meinen Kochkünsten. Natürlich gehen wir nicht mehr aus, nachdem wir aufgegessen haben. Wir sind alle viel zu vollgestopft. Also plündern wir meine eigenen Alkoholvorräte; nur für Justus gibt es Cola, weil er noch fahren muss. Was sind die auch aufs Land gezogen. Ist ja furchtbar.

Kapitel 5

Am Tag nach Miris Abreise ist die Kältewelle vorbei und der Frühling kehrt mit aller Kraft zurück. Es wird schnell warm. Blumen und Gastgärten schießen gleichermaßen aus dem Boden. Die Stadt ist sichtlich belebter, die Leute scheinen jede nur mögliche Minute im Freien verbringen zu wollen. Ich selbst nutze das gute Wetter für ausgedehntere Jogging-Runden, eine Mountainbike-Tour mit Manuel und den einen oder anderen Aufriss.

Die Situation mit Sven hat sich inzwischen eingespielt. Außerhalb der Lehrveranstaltung sprechen wir nicht miteinander. Im Unterricht benimmt er sich unauffällig und lässt sich nichts anmerken. Allerdings ist er ein sehr engagierter Student. Bedauerlicherweise stellt sich heraus, dass Sven alles andere als dumm ist. Ich hatte ja gehofft, dass er sich als dämlich entpuppt, weil ich kaum etwas unerotischer finde als Dummheit. Sein Referat ist aber erstaunlich gut. Und auch sonst arbeitet er motiviert mit. Er stellt intelligente Fragen und bringt interessante Diskussionsbeiträge. Was er sagt, hat Hand und Fuß. Leider.

Während Sven sich unauffällig benimmt, ertappe ich mich immer wieder dabei, dass mein Blick beim Unterrichten zu ihm wandert. Ich sehe ihn deutlich öfter an als die anderen Studierenden. Er sieht natürlich auch um ein Vielfaches besser aus. Und, was noch schlimmer ist, er hat eine Ausstrahlung, die mich unweigerlich anzieht. Nach wie vor. Das macht das Unterrichten anstrengender, als es normalerweise ist.

Wenn ich zu Sven sehe, schreibt er meistens eifrig mit und sieht nicht von seinem Laptop auf. Bisweilen aber begegnen sich unsere Blicke doch. Wenn er sich meldet, um etwas zu sagen, natürlich. Und manchmal, selten, ertappe ich ihn dabei, dass er mich ansieht. Er schaut dann immer schnell wieder weg – und ich ärgere mich, weil ich der Versuchung, ihn anzusehen, nicht widerstehen konnte.

Außerhalb des Unterrichts gelingt es mir dafür gut, nicht an dieses leidige Thema zu denken. Das hängt vermutlich auch damit zusammen, dass die Arbeit momentan vor allem eines ist: stressig.

Ich weiß nicht, woran es liegt, aber zu Beginn des Semesters ist immer am meisten zu tun. Alle sind von einer hysterischen Betriebsamkeit erfüllt, die unweigerlich ansteckend ist. Neben den normalen Verwaltungsangelegenheiten und der Unterrichtsvorbereitung fordern mich mein Vortrag für die Tagung in London sowie die Auswertung meiner Daten voll. Und dann ist da noch Doris, die es sich in den Kopf gesetzt hat, die vakante Hilfskraft-Stelle in einem groß angelegten, viel zu aufwendigen Verfahren zu besetzen.

»Hast du dir die Bewerbungen angesehen?«, fragt sie dann auch prompt, als ich am späten Vormittag das Büro betrete. Dass es nicht so wichtig ist, wann man auftaucht, ist einer der Vorteile des Jobs.

»Natürlich«, lüge ich.

»Wen findest du denn am besten?«

»Die klingen doch alle recht ähnlich«, meine ich schulterzuckend.

»Ja, es ist bestimmt gut, dass wir sie heute persönlich sprechen«, stimmt Doris zu.

Wenn es nach mir ginge, würden wir gar keine Vorstellungsgespräche führen, sondern einfach eine Person bestimmen und einstellen. Aber Doris ist da, wie immer, überpingelig. Sie will allen eine faire Chance geben – außerdem kann sie sich einfach nicht entscheiden. Deswegen hat sie für heute tatsächlich Vorstellungsgespräche mit drei Kandidaten angesetzt, die jede Sekunde beginnen sollten. Sie hat darauf bestanden, dass ich auch dabei bin. Ich habe gerade noch Zeit, mir einen Kaffee zu nehmen, dann geht es auch schon los.

Das erste Vorstellungsgespräch läuft furchtbar. Die Studentin ist dumm wie Brot und hässlich wie die Nacht. Letzteres ist nicht so schlimm für den Job, Ersteres ist fatal. Sie war gestern schon in

meiner Sprechstunde, weil sie meine Lehrveranstaltung besucht und nächste Woche ihr Referat hat. Da hat sie schon nicht sonderlich geglänzt. Heute zerreiße ich sie quasi in der Luft.

Das zweite Gespräch ist etwas besser, der Student ist nicht dumm, aber er ist der langweiligste Spießer, der mir je untergekommen ist. Wenn der Typ auch nur fünf Minuten in meiner Nähe ist, bekomme ich einen akuten Anfall von Narkolepsie und penne ein.

Schließlich öffnet sich die Türe und herein kommt der letzte Kandidat.

Es ist Sven. Und er sieht fantastisch aus. Anders kann man das nicht sagen. Er hat seine Haare heute zu einem kleinen Zöpfchen zusammengebunden, das bei anderen vielleicht lächerlich aussähe, bei ihm aber nicht. Sein Undercut kommt dadurch deutlich zur Geltung und sein maskuliner Kiefer wird noch zusätzlich betont. Er hat sich länger nicht rasiert und der leichte Bart steht ihm wirklich gut. Meine Lippen prickeln ein wenig, als ich daran denke, wie es sich anfühlen muss, ihn zu küssen.

Was für ein unglaublich unpassender Gedanke.

Für einen Moment starre ich Sven an wie eine Erscheinung. Er stockt sichtlich, als er mich sieht. Doch dann ist da auch schon Doris, die auf ihn zugeht, um ihn freundlich zu begrüßen.

»Hallo, Herr Koch«, sagt sie und reicht ihm die Hand, die er sofort mit einem Lächeln und einem »Hallo« ergreift.

Ich starre Sven immer noch an. Scheiße, ich hätte mir die Bewerbungsunterlagen wirklich ansehen sollen. Es kann doch nicht sein, dass Sven mich andauernd so überrumpelt. Außerdem frage ich mich, ob er wegen eines weiteren bizarren Zufalls hier ist oder ob er mich stalkt. Langsam fühle ich mich nämlich wirklich verfolgt.

Fassade wahren, mahne ich mich. *Immer die Fassade wahren*. Ich sollte mir nun wirklich nicht anmerken lassen, dass mich diese Situation irritiert. Und noch viel weniger, dass ich Sven nach wie vor anziehend finde. Automatisch fahre ich mein Visier runter. Ein Relikt aus Kindertagen: Wenn ich überfordert bin, stelle ich mir immer vor, ich bin ein Ritter, der das Visier seines Helms herunterlässt. So kann mir niemand mehr anmerken, was in mir vorgeht.

Ich gebe mir einen Ruck, erhebe mich und mache einen Schritt auf Sven zu, der sich mir in diesem Moment zuwendet.

»Hallo, Herr Baumgarten«, grüßt er und reicht mir nun seinerseits die Hand.

»Hallo, Herr Koch«, sage ich so neutral wie möglich.

Wir schütteln uns nur ganz kurz die Hand. Sven hat einen festen Händedruck. Unweigerlich wird mir bewusst, dass wir uns gerade zum ersten Mal seit Köln berühren.

Doris fordert Sven auf, die Jacke abzulegen und sich zu setzen, was dieser auch sofort tut. Er trägt ein ziemlich enges graues Shirt, unter dem sich seine Muskeln abzeichnen. Oh Mann. Das ist doch viel zu sexy für die Uni.

Doris und ich nehmen ebenfalls wieder Platz. Den Gesprächseinstieg überlasse ich wohlweislich Doris. Das habe ich bei den anderen Kandidaten zum Glück auch schon getan. Könnte eventuell damit zu tun haben, dass sie deren Lebensläufe auswendig gelernt zu haben scheint, während ich sie mir nicht einmal angesehen habe.

»Erzählen Sie uns ein bisschen von sich«, fordert Doris Sven auf.

»Was soll ich denn erzählen?«, fragt Sven zurück.

»Wie alt sind Sie?«, erkundige ich mich, weil ich mich das schon die ganze Zeit frage.

»25.«

Hui, jünger, als ich ihn ursprünglich geschätzt habe. Ich nicke und Doris sieht mich irritiert an. Offenbar findet sie meine Frage dämlich. Nicht zu Unrecht. Das steht natürlich in seinem Lebenslauf.

»Sie haben Ihren Bachelor in Köln gemacht?«, fragt Doris als Nächstes. Anders als meine Frage ist ihre rhetorisch. Sie weiß das natürlich.

»Ja, ich bin aus Köln und fürs Studium dageblieben.«

Svens Augen zucken kurz zu mir. Meine Miene ist ausdruckslos.

»Und den Master machen Sie jetzt hier«, stellt Doris fest.

»Genau. Ich wollte für den Master woandershin und das Institut hier hat einen guten Ruf.«

»Sie sind jetzt das zweite Semester hier, richtig?«, fragt sie weiter.

»Ja.«

Das erklärt, wieso er mir bisher noch nicht aufgefallen ist. Den Großteil des vergangenen Semesters war ich in den USA. Ich fange wieder einen tadelnden Blick von Doris auf. Vermutlich findet sie es unhöflich, dass ich mich nicht an diesem völlig sinnfreien Vorstellungsgespräch beteilige. Ich erwidere ihren Blick mit einem ostentativ unechten Lächeln, dann wende ich mich, wie von ihr erwartet, Sven zu und rücke meine Brille zurecht.

»Planen Sie noch ein Auslandssemester?«, frage ich aus meinem vorigen Gedanken heraus.

»Ich bin noch nicht sicher. Aber ja, ich würde schon gerne noch woandershin.«

»Wohin denn?«, hake ich nach.

»Weiß ich noch nicht.«

Wieder antwortet Sven denkbar knapp. Er ist so extrem ruhig und zurückgenommen. Viel ruhiger, als er es in Köln war. Unsicher wirkt er dabei aber eigentlich nicht. Er ist keiner von den Menschen, die es nicht ertragen, mit anderen Augenkontakt zu haben – das weiß ich ja schon. Auch jetzt sieht er uns direkt an – überwiegend Doris, nur manchmal zuckt sein Blick kurz zu mir. Er sitzt aufrecht in seinem Stuhl, die Hände liegen locker in seinem Schoß – sittsam, schießt mir durch den Kopf, und ich frage mich, ob das schon als unpassender Gedankengang zählt.

»Warum haben Sie sich denn für diese Stelle beworben?«, will Doris wissen.

Ich persönlich finde das ja die dämlichste aller Fragen. Wahrscheinlich braucht er Geld und der Job als Hiwi ist besser als etwa Klos zu putzen. Sven aber lässt sich nicht anmerken, ob er die Frage ähnlich sinnlos findet wie ich.

»Ich denke, das ist ein guter Einblick in die Arbeit an der Uni«, erwidert er charmant. »Irgendwann muss ich ja entscheiden, ob ich eventuell weitermachen und promovieren möchte. Und die Entscheidung kann ich sicher besser treffen, wenn ich mehr darüber weiß, wie Forschung konkret aussieht.«

»Haben Sie denn vor zu promovieren?«, frage ich.

»Ich sage ja, ich weiß es noch nicht«, antwortet Sven und legt ein ganz kleines bisschen den Kopf schief. »Aber ja, ich könnte mir das schon vorstellen.«

»Na, mal sehen«, meine ich. »Welche Schwerpunkte setzen Sie denn im Studium? In welche Richtung wollen Sie mit Ihrer Masterarbeit gehen? Wissen Sie das schon?«

Jetzt wird es grundlegend. Die erste Studentin habe ich mit dieser Frage ihrer Dämlichkeit überführt. Sven ist leider nicht dämlich, aber das habe ich ja in meiner Lehrveranstaltung schon festgestellt. Er beherrscht die Grundlagen des Fachs wirklich und hat sich intensiv damit befasst. Das merkt man. Und er hat tatsächlich deutliche Interessenschwerpunkte, von denen er uns jetzt mit einem Enthusiasmus erzählt, der nicht zu seiner maulfaulen Art von vorhin passt.

Er hat, als das noch ging, an einer Grabung in der Osttürkei teilgenommen, die ihn sehr beeindruckt hat. Das ist absolut nachvollziehbar. Dort finden sich spannende Spuren der Sesshaftwerdung des Menschen, aber auch Kultstätten, die zuvor von nomadischen Völkern gebaut und in regelmäßigen Abständen aufgesucht worden sind.

Methodisch scheint Sven eine Leidenschaft für nicht-invasive Techniken zu entwickeln. Für meine Methodik also. Jetzt fühle ich mich wieder gestalkt. Vielleicht hatte er das Interesse aber auch schon früher und macht meine Lehrveranstaltung deswegen. Oder ich habe sein Interesse geweckt, weil ich eben ein fantastischer Lehrer bin. Schwer zu sagen.

»Das würde natürlich ausgezeichnet zu unseren eigenen Schwerpunkten passen«, meint Doris, als Sven seine Ausführungen beendet hat, und fragt prompt: »Welche Lehrveranstaltungen besuchen Sie denn dieses Semester?«

Sven zählt einige Kurse auf. Nicht alle davon sind von unserem Institut, anscheinend will er sich interdisziplinär orientieren. Sehr vernünftig. Meine Lehrveranstaltung hebt er sich zum

Schluss auf. Doris sieht irritiert zu mir – sie fand schon bei der ersten Kandidatin, dass ich hätte erwähnen sollen, dass ich sie kenne. Wie während des ersten Vorstellungsgesprächs nicke ich auch jetzt nur bestätigend.

»Sehr vielseitig«, sagt Doris anerkennend. »Aber auch ein ganz schön großes Pensum.«

»Ja, aber ich schaffe das. Ich will das Studium zügig abschließen. Natürlich auch gut, aber trödeln will ich wirklich nicht.«

Da kommt er aber etwas spät drauf, wenn er schon 25 ist. Der Kommentar liegt mir auf der Zunge, aber ich verkneife ihn mir gerade noch. Doris geht auch nicht auf sein langes Studium ein, obwohl sie sich doch etwas Ähnliches denken muss, und nickt nur.

»Und für den Job haben Sie trotzdem genug Zeit?«, fragt sie als Nächstes.

»Ja, auf jeden Fall. Das Lernen kann ich ja flexibel einteilen.«

»Das, wofür wir Sie brauchen werden, überwiegend auch. Wir richten uns da nach Ihrem Stundenplan«, erklärt Doris. Sven hat zwar nicht nach seinen Aufgaben gefragt, aber die beiden anderen vor ihm waren da sehr neugierig. Wahrscheinlich erklärt Doris es deswegen gleich. »Wirklich feste Termine gibt es in der Regel nur, wenn wir Ihre Unterstützung benötigen, wenn wir Tagungen oder Workshops veranstalten. Nächste Woche findet ein Gastvortrag statt, bei dem wir Ihre Hilfe brauchen könnten. Das ist natürlich sehr knapp, aber der Arbeitsvertrag sollte mit dem 15. da sein.«

»Klar, super. Wer hält den Vortrag denn?«, fragt Sven nach.

»Gustav Leitmeier.«

»Wow!«

Richtige Reaktion. Gustav Leitmeier ist einer der ganz Großen. Die anderen beiden kannten ihn nicht. Auch akzeptiert hätte ich *Was, der lebt noch?*. Das war tatsächlich meine erste Reaktion, als Ruth uns angekündigt hat, dass Leitmeier einen Vortrag halten wird.

Doris nickt und fährt fort: »Ihre Hauptaufgabe wird es aber sein, Herrn Baumgarten und mich bei der Auswertung von Daten zu unterstützen.«

»Klingt super«, erwidert Sven und vielleicht bilde ich es mir ja ein, aber mir kommt vor, er sieht mich dabei einen Moment zu lange an.

»Wie sieht es denn mit Ihren Computerkenntnissen aus? Für die Stelle müssen Sie mit einer komplexen Software umgehen«, will ich wissen, bevor Doris ihn entlassen kann. Ich glaube zumindest, dass sie das will. Besser, ich nehme ihn noch ins Kreuzverhör. Irgendetwas Dummes wird er schon noch von sich geben. Dann haben wir etwas, das gegen ihn spricht. Abgesehen davon, dass er mich stalkt und dass ich ihn gerne über meinen Schreibtisch legen und ihm die Klamotten vom Leib... Oh Gott. Nicht daran denken.

»Das ist kein Problem, etwas Ähnliches habe ich schon für meine Bachelorarbeit gemacht.«

»Und wie würden Sie Ihre Arbeitsweise beschreiben?«, frage ich.

»Hm... strukturiert, denke ich.«

»Denken Sie?«, frage ich mit hochgezogener Augenbraue.

»Ich weiß es.« Sven erwidert meinen Blick fest.

»Können Sie das genauer ausführen?«, hake ich nach. Ich klinge wohl ziemlich harsch und streng, denn ich fange mir einen mahnenden Blick von Doris ein, den ich mit einem charmanten Lächeln erwidere. Ich glaube, sie rollt ein ganz kleines bisschen mit den Augen, aber sie hat sich unter Kontrolle und will sich Sven gegenüber nicht anmerken lassen, dass sie gerade ganz massiv genervt von mir ist.

»Na ja, ich bin jetzt nicht so gut im Multitasking«, sagt Sven und lächelt. Das findet ein Teil von mir wirklich entwaffnend niedlich, ein anderer findet es einfach nur dämlich, dass er seine Schwächen so ausstellt. »Deswegen erledige ich, was zu erledigen ist, nacheinander, aber ziemlich effizient, den–«

Sven räuspert sich. Vermutlich schluckt er das »denke ich«, das ihm gerade auf der Zunge lag, noch rechtzeitig runter. Ich lächle spöttisch, doch er lässt sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Wenn etwas zu erledigen ist, mache ich das sofort. Und gründlich. Ich bin wirklich motiviert und Sie werden sehen, dass ich Sie nicht enttäuschen werde.«

»Abgesehen von der mangelnden Fähigkeit zum Multitasking, was haben Sie denn sonst noch für Schwächen, von denen wir wissen sollten?«

Sven stockt einen Moment, dann blitzt etwas in seinen Augen auf. Er lehnt sich ganz leicht vor.

»Vielleicht bin ich manchmal ein kleines bisschen zu gutgläubig.«

Svens Stimme ist sachlich, doch der Ausdruck in seinen Augen bringt mich zurück zu dieser Nacht in Köln. Zurück zu dem Moment, in dem ich ihm erzählt habe, ich wäre Pilot, und er es mir geglaubt hat. Unweigerlich muss ich schlucken. Es ist wirklich keine gute Idee, dass er bei uns anfängt. Wir sollten den Spießer nehmen, damit ich Sven nicht ständig vor meiner Nase habe. Denn sonst *werde* ich ihn irgendwann über meinen Schreibtisch legen. Oder er mich.

»Das ist in der Tat nicht gut«, erwidere ich kühl. Kühler, als ich mich fühle. »Kritisches Denken ist wichtig in der Forschung.«

»Ich arbeite an mir«, meint Sven und nickt ernst, doch um seine Mundwinkel zuckt es wieder.

»Das klingt alles sehr gut«, schaltet sich Doris ein. Ihr ist nicht anzumerken, ob sie erkennt, dass zwischen uns etwas merkwürdig ist. »Ich denke, wir können das so belassen. Haben Sie denn noch Fragen an uns?«

»Nein«, meint er.

Natürlich nicht.

»Gut, dann melden wir uns bei Ihnen, sobald wir uns entschieden haben«, erklärt Doris.

»Ja, danke. Ich hoffe, es klappt«, meint Sven, sieht dabei aber mich an und nicht Doris.

Ich runzle die Stirn. Ich habe wirklich kein gutes Gefühl bei der Sache. Dennoch bemühe ich mich um einen neutralen Tonfall, als ich Sven zum Abschied noch einmal die Hand schüttle. Nachdem er den Raum verlassen hat, stehe ich auf, murmle was von »gleich wieder da« und gehe ihm nach. Wir müssen das klären. Er kann mich nicht ständig verfolgen.

Ich erwische Sven an der Treppe und gestatte mir noch einen Blick auf seinen Knackarsch, ehe ich ihn anspreche.

»Kann ich dich noch kurz sprechen?«, frage ich.

Er zuckt erschrocken zusammen, offenbar hat er mich nicht kommen hören. Dabei war ich nicht gerade leise. Als er sich umdreht, lacht er hektisch auf und hält sich die Hand aufs Herz.

»Scheiße, hast du mich erschreckt!«

Ich sage nichts, sehe ihn nur streng an. Das war entschieden zu vertraulich.

»Komm mit«, sage ich schließlich und gehe vor in die Teeküche, die zum Glück gerade leer ist.

Sven folgt mir, ohne zu murren. Ich lasse ihn eintreten, dann schließe ich die Tür und baue mich davor auf. Momentan finde ich es sehr gut, dass ich größer bin als Sven. Auch wenn es höchstens zwei Zentimeter sind.

»Was soll das?«, frage ich scharf.

»Was meinst du?«

Ich verdrehe die Augen. Die Unschuldsnummer kaufe ich ihm nun wirklich nicht ab.

»Wieso willst du jetzt auch noch bei uns arbeiten?«

»Hast du etwa ein Problem damit?«, fragt er zurück. Er ist ganz ruhig. Das macht mich wahnsinnig. Nicht, dass ich will, dass Sven mir hier eine Szene macht, aber ich hasse es, dass er sich von mir nicht aus der Ruhe bringen lässt. *Er* bringt mich aus der Ruhe.

»Beantworte meine Frage«, knurre ich.

»Ich brauche einen Job. Und die Hiwi-Stelle macht sich gut im Lebenslauf.«

»Kannst du dir keine andere suchen?«

»Es gibt keine andere. Als ich mich dafür beworben habe, wusste ich außerdem nicht, dass der Job auch mit dir zu tun hat.«

Das glaube ich ihm nicht. Das Institut ist klein und eigentlich sollte er wissen, wer mit wem zusammenarbeitet und wer zu welchem Lehrstuhl gehört. Andererseits gibt es durchaus Studierende, die

diese Strukturen tatsächlich bis zum Ende ihres Studiums nicht durchschauen. Ich sehe Sven mit skeptisch erhobener Augenbraue an.

»Glaubst du, ich stelle dir nach oder was?«, fragt Sven ehrlich entrüstet und mustert mich gründlich – und ziemlich abschätzig – von oben bis unten. »Das habe ich echt nicht nötig.«

»Ich will sichergehen, dass du den Job willst, weil du *den Job* willst.«

Und nicht etwas anderes. Oder jemand anderes. Mich.

»Ich will *den Job*«, sagt er und sieht mir fest in die Augen. Ich erwidere den Blick stur, bis er seufzt und genervt wegsieht. »Bist du immer so paranoid?«

»Ich bin nicht paranoid.«

»Doch, bist du. Was erwartest du denn, dass Schlimmes passiert? Dass ich Herzchen auf die Kopien male, die ich für dich machen soll?«

Er sagt das so zynisch, dass ich unweigerlich auflachen muss.

»Hast du denn das Bedürfnis, Herzchen auf meine Kopien zu malen?«, frage ich trotzdem nach. Sicherheitshalber.

»Nein«, schnaubt Sven.

»Dann ist ja gut.«

»Haben wir das damit geklärt?«

»Haben wir«, erwidere ich und mache einen Schritt zur Seite. Sven nickt mir zum Abschied zu und geht zur Tür.

»David?«, meint Sven dann noch, bevor er den Raum verlässt. Er sieht mich nicht an, sondern fixiert die Türklinke in seiner Hand. Seine Nähe ist mir unangenehm bewusst. Uns trennt nicht einmal ein halber Meter.

»Was?«

»Bitte verbau mir diese Chance nicht, nur weil wir einmal Sex hatten.«

Ich bin zu perplex, um zu antworten. Das passiert mir wirklich selten. Mein Schweigen nutzt Sven, um die Tür zu öffnen und abzuhauen. Das ist irgendwie anders gelaufen, als ich es geplant hatte.

Sven klang glaubwürdig, als er meinte, dass er mich nicht verfolgt. Die Art, wie er mich dabei taxiert hat, war sogar ziemlich fies. Als wäre ich eine Geschmacksverirrung gewesen. *Das* wiederum glaube ich ihm nicht – dazu ist mein Ego dann doch zu ausgeprägt. Außerdem war Sven in Köln offensichtlich ziemlich angetan von mir. Vielleicht ist er mir aber ähnlicher, als ich dachte, und hat auch nach einem Mal genug von seinen Sexpartnern.

Blöderweise habe ich von *diesem* Sexpartner nach einem Mal noch nicht genug. Würde er mir nicht regelmäßig über den Weg laufen, hätte ich nichts dagegen, noch ein, zwei Mal mit ihm zu schlafen.

Mit einem Seufzen verlasse ich ebenfalls die Küche und gehe zurück. Das Büro ist leer. Keine Ahnung, wohin Doris verschwunden ist. Ich lasse mich auf meinen Stuhl fallen und nehme einen großen Schluck von meinem inzwischen eiskalten und abgestandenen Kaffee.

Schöne Scheiße.

Da ich mich gerade ohnehin nicht auf die Arbeit konzentrieren kann, greife ich nach meinem Handy und schaue, ob es etwas Neues gibt. Ein paar Minuten später weiß ich: gibt es nicht. Dafür beschließe ich, Thomas zu schreiben. Ich habe schon lange nichts mehr von ihm gehört. Das letzte Mal habe ich mit ihm gesprochen, nachdem Sven in meiner Lehrveranstaltung aufgetaucht ist. Wahrscheinlich muss ich deswegen gerade an ihn denken.

Hey, was tut sich bei dir?, schreibe ich.

Mein Handy vibriert quasi sofort, nachdem ich meine Nachricht abgeschickt habe.

Wird dir nicht gefallen, steht da.

So schlimm? Hast du ihn rumgekriegt?

Habe ich.

Und ihr seid jetzt wirklich exklusiv?

Ja. <3

Hast du mir gerade ein Herzchen geschickt??

Gewöhn dich dran. Ich bin verliebt.

Ich schicke Thomas ein hysterisch schreiendes Smiley. Er antwortet mit einem lachenden und schreibt dazu: *Und bei dir? Was Neues?*

Ich könnte natürlich von Sven erzählen, aber ich möchte nicht darüber sprechen.

Nein, alles wie immer.

Hast du mit dem Studenten gesprochen?, fragt Thomas prompt. Na, das hat ja super geklappt.

Ja, alles easy, tippe ich.

Und das ist es ja auch. Sven hat sich bisher unauffällig benommen und ich habe mich hoffentlich so weit im Griff, dass man mir nicht anmerken kann, dass er mich nicht völlig kaltlässt. Die Frage ist nur, ob ich das nach wie vor sagen kann, wenn ich ihn noch öfter sehe als jetzt schon. Und wie ich, wenn das nicht der Fall ist, Doris davon überzeugen kann, Sven den Job nicht zu geben. Ich bin mir sicher, dass sie ihn will. Ohne unsere Vorgeschichte würde ich ihn auch wollen. Nicht, dass ich ihn mit unserer Vorgeschichte nicht auch *will*. Wenn auch auf andere Art. Ach, verdammt...

Wieder vibriert mein Handy, weil Thomas mir eine Nachricht schickt.

Ich hoffe, du warst nett zu dem armen Jungen.

Er ist kein Junge!

Erneut schickt Thomas einen lachenden Smiley. Ich verkneife mir eine Antwort, zumal Doris in dem Moment zurück ins Büro kommt.

»Wieso hast du den armen Herrn Koch so fertiggemacht?«, fragt sie, kaum dass sie wieder an ihrem Schreibtisch Platz genommen hat.

»Wieso fertiggemacht? Ich habe ihn nur gründlich geprüft. Das wolltest du doch.«

»Die anderen hast du nicht so gründlich geprüft.«

»Ich war eben genervt.«

»Und weswegen warst du genervt? Gut, er war nicht der Gesprächigste, aber ich fand, er wirkte sehr kompetent und sympathisch ist er auch.«

»Ich war ja auch nicht von ihm genervt«, erkläre ich und das ist nicht nur gelogen. »Ich fand die Gespräche allesamt ziemlich sinnlos.«

Doris tut meine Kritik an ihrem Auswahlverfahren mit einem Schulterzucken ab.

»Dann sollten wir schnell eine Entscheidung treffen, damit das Thema abgeschlossen ist«, sagt sie.

Das wird schwer. Die dumme Pute, der verkniffene Spießer oder – Sven. Ich will keinen von ihnen.

»Die erste Kandidatin fällt weg, da sind wir uns einig, oder?«, meint Doris.

»Absolut.«

»Bleiben also Herr Haas und Herr Koch. Wie fandest du Herrn Haas?«

Doris sieht meine Antwort meinem Gesichtsausdruck an und lacht.

»Doch so toll, ja?«, meint sie.

»Der Typ ist die ärgste Schlaftablette. Aber den Job wird er sicher zuverlässig hinkriegen.«

»Ja, denke ich auch. Was ist mit Herrn Koch? Er geht in deine Lehrveranstaltung?«, fragt Doris.

Ich nicke.

»Wie findest du ihn?«

Es gibt doch diesen Psychotest, bei dem man ganz schnell auf Fragen reagieren muss. Die erste spontane Antwort soll dann auf das verweisen, was man wirklich empfindet. Sieht nicht so gut aus für mich, denn das erste Wort, das mir einfällt, ist: scharf. Im gleichen Moment bin ich genervt von mir. Eigentlich sollte ich ihn aufdringlich finden. Beides wäre aber wohl nicht die Antwort, die Doris erwartet.

»Er ist gut«, sage ich also.

»Ich muss sagen, mir hat er besser gefallen als Herr Haas. Er wirkt zuverlässig und hat Ahnung vom Fach. Außerdem hat er schon mehr Erfahrung.«

»Er ist ja auch schon ziemlich alt«, werfe ich ein.

»Ja, aber er hat das Studium erst später begonnen.«

»Ach so?«

»Sag mal, hast du dir die Lebensläufe wirklich angesehen?«

»Natürlich«, beteuere ich, »Aber ich kann mir doch nicht jedes Detail merken.«

Doris sieht mich skeptisch an, geht aber nicht weiter darauf ein.

»Koch oder Haas, für wen bist du?«, fragt sie.

Ich zögere. Eigentlich sollte ich mich wirklich nicht so anstellen. Ich habe mich absolut im Griff und Sven hat mir bisher keinen Anlass gegeben, zu denken, dass er hinter mir her ist. Außer diesem kleinen Blitzen in seinen Augen vielleicht. Eventuell bin ich tatsächlich ein bisschen paranoid, was das angeht. Wir sind erwachsen und es ist nun wirklich nicht so, als wären zwischen uns Gefühle im Spiel. Sven kann auch nichts dafür, dass ich ihn scharf finde. Von den drei Kandidaten *war* er der Kompetenteste. Es muss doch irgendwie zu schaffen sein, normal mit ihm umzugehen. Außerdem... Es wäre nicht nur unangenehm, ihn öfter zu sehen. Sein Anblick ist schließlich nicht scheußlich oder so.

Ich reiße mich also zusammen und sage: »Koch.«

Damit ist es fix: Sven ist unsere neue Hilfskraft.

Lest weiter in...

Auf keinen Fall wir

Roman von Iris W. Maron

September 2020

www.cursed-verlag.de